

Steffen Dörre

Entwicklung durch Leistungsstreben

Theorie und Praxis der psychosozialen Modernisierung*

Für jeden Menschen ist ›Modernisierung‹ zwar wünschenswert, aber auch schmerzhaft.¹ Davon waren die Modernisierungstheoretiker der 1950er- und 1960er-Jahre überzeugt, als sie die Restrukturierung der ihrer Meinung nach ›unterentwickelten‹ Gesellschaften in Angriff nahmen. Denn sie zielten nicht nur auf Reformen in der Verwaltung und im Bildungswesen oder begnügten sich mit vereinzelt Eingriffen in die Wirtschaftsstruktur. Ihnen ging es vielmehr auch darum, die psychischen Grundstrukturen der einheimischen Bevölkerung umzuformen. Das sich modernisierende Individuum sollte sich von etablierten Sozialstrukturen lossagen, eigene mentale Beharrungsstrukturen zerschlagen, neue Normen und Werte akzeptieren und lernen, sich selbst in neuer Weise in seiner sozialen Welt zu entwerfen. Die Theoretiker und Praktiker der ›Modernisierung‹ beschäftigten sich daher intensiv mit den Ursachen für die weltweite Verschiedenartigkeit psychischer Dispositionen zur Leistungsbereitschaft. Sie fragten danach, durch welche Impulse die als defizitär angesehene Psyche der Einheimischen so verändert werden könne, dass sich deren Streben nach Leistung signifikant erhöhe und wie sich dieser Lernerfolg in einer mehrheitlich ›traditionellen‹ Gesellschaft sichern ließe. Dieser Text handelt von den Versuchen, die Psyche der einheimischen Bevölkerung in den ›Entwicklungsländern‹ für die »Errungenschaften« der »westlichen Moderne« aufzuschließen und die unterbewussten Ziele der Menschen auf eine leistungsbezogene Arbeitsethik auszurichten. Als Sonde dienen hierzu die Debatten um die »modern men«, denn der ›moderne‹ Mann war zentrales Vorbild, Kristallisationspunkt und treibende Kraft des angestrebten gesamtgesellschaftlichen Wandlungsprozesses.

Diese Schwerpunktsetzung verspricht auch eine Hinterfragung gängiger Narrative der Geschichte der ›Entwicklungspolitik‹ sowie Erkenntnisse zur Wissensgeschichte und zum globalen Ideentransfer in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts. In den vergangenen drei Jahrzehnten haben sich Historikerinnen und Historiker intensiv mit der Modernisierungs- und Entwicklungseuphorie der 1950er- und 1960er-Jahre beschäftigt.² Dabei lag und liegt

* Ich danke Anna Catharina Hofmann und Robert Bernsee für ihre hilfreichen Kommentare.

- 1 Im Folgenden werden die zeitgenössischen Termini mit den Wortstämmen »entwickeln«, »modern« und »tradition« in einfachen Anführungszeichen gesetzt, da es sich bei diesen nicht um wertfreie Begriffe handelt, sondern über sie Vorstellungen von Rückständigkeit und Minderwertigkeit reproduziert werden. Doppelte Anführungsstriche werden bei diesen Begriffen dann verwendet, wenn sie in direktem Kontext des belegten Zitats so auch in der Primärquelle stehen.
- 2 Von einer Phase der ungetrübten Entwicklungseuphorie sprechen *Hubertus Büschel/Daniel Speich*, Einleitung, Konjunkturen, Probleme und Perspektiven der Globalgeschichte von Entwicklungszusammenarbeit, in: *dies.* (Hrsg.), *Entwicklungswelten. Globalgeschichte der Entwicklungszusammenarbeit*, Frankfurt am Main/New York 2009, S. 7–29, hier: S. 13. Vgl. auch *Hubertus Büschel*, *Geschichte der Entwicklungspolitik*, Version: 1.0, in: *Docupedia-Zeitgeschichte*, 11.2.2010, URL: <http://docupedia.de/zg/Geschichte_der_Entwicklungspolitik> [16.8.2017]. Generell gelten die 1960er-Jahre als Jahrzehnt der Planbarkeit und der Machbarkeit. Vgl. *Gabriele Metzler*, »Geborgenheit im gesicherten Fortschritt«. Das Jahrzehnt von Planbarkeit und Machbarkeit, in: *Matthias Frese/Julia Paulus/Karl Tepe* (Hrsg.), *Demokratisierung und gesellschaftlicher Aufbruch. Die sechziger Jahre als Wendezeit der Bundesrepublik*, Paderborn/München etc. 2003, S. 777–797. Wolfgang Knöbl verweist demgegenüber darauf, dass unter den Theoretikern bereits

der bisherige Forschungsschwerpunkt auf denjenigen Aspekten der Modernisierungstheorie, die auf der außenpolitischen Ebene im Kalten Krieg besonders wirkmächtig wurden, das heißt vor allem auf jenen, die einen sehr schnellen Modernisierungserfolg versprachen, etwa durch die Erhöhung der Sparquote und einen einmaligen großen Kapitalimpuls. Wissenshistorikerinnen und -historiker der Ökonomie haben darauf hingewiesen, dass diese Entwicklungsbemühungen als Teil eines Prozesses zu verstehen sind, der die zunehmende statistische Erfassung und Durchdringung der Welt umfasste.³ Die Geschichtsschreibung zur Dekolonisierung hat die lang anhaltenden Traditionen des kolonialistischen, imperialistischen und rassistischen Denkens bei den Akteuren der ›Entwicklungshilfe‹ offengelegt. Schließlich haben Forschungsarbeiten zu den Entwicklungsprojekten der 1950er- und 1960er-Jahre den großen Investitionsprojekten das Scheitern attestiert.⁴ Infolge dieser Forschungen ist unser Bild von den Modernisierungstheorien und ihren praktischen Auswirkungen mittlerweile sehr differenziert. Klar geworden ist auch, dass von einer einheitlichen, geschlossenen Modernisierungstheorie gar keine Rede sein kann, sondern dass unter den Modernisierungstheoretikern von Beginn an selbst grundlegende Begriffe, Indikatoren und Messverfahren umstritten waren.⁵

Trotz ihrer großen Verdienste erwecken diese Arbeiten mitunter ein falsches Bild. Sie berücksichtigen nicht ausreichend, dass in den Geistes-, Sozial- und Wirtschaftswissenschaften damals immer auch die Psyche der Indigenen als entwicklungshemmend thematisiert wurde.⁶ Insbesondere wird dadurch die paradigmatische Grundausrichtung der damaligen Entwicklungsökonomie verkannt. Sie war keineswegs so stark mathematisiert, wie in den bisherigen historischen Arbeiten hervorgehoben wird.⁷ Abseits der scheinbar »harten« ökonomischen Abstraktionen wie der Investitionsquote und der Debatten um gleichwertiges und ungleichwertiges⁸ beziehungsweise um export- oder binnen-

Ende der 1950er-Jahre die Zweifel an der eigenen Perspektive so groß wurden, dass sich die Frage stellte, »wie man theoretisch weitermachen könne, ohne mit der Idee der Modernisierung ganz zu brechen«. *Wolfgang Knöbl*, *Die Kontingenz der Moderne. Wege in Europa, Asien und Amerika*, Frankfurt am Main/New York 2007, S. 25.

- 3 Vgl. *Monika Dommann/Daniel Speich Chassé/Mischa Suter*, Einleitung: Wissensgeschichte ökonomischer Praktiken, in: *Berichte zur Wissenschaftsgeschichte* 37, 2014, S. 107–111; *Christof Dejung/Monika Dommann/Daniel Speich Chassé*, Einleitung. Vom Suchen und Finden, in: *dies.* (Hrsg.), *Auf der Suche nach der Ökonomie. Historische Annäherungen*, Tübingen 2014, S. 1–15.
- 4 Beispielhaft für die deutschsprachige Diskussion: *Hubertus Büschel*, *Hilfe zur Selbsthilfe. Deutsche Entwicklungsarbeit in Afrika 1960–1975*, Frankfurt am Main/New York 2014. Ein allgemeiner Forschungsüberblick bei: *Corinna R. Unger*, *Histories of Development and Modernization. Findings, Reflections, Future Research*, in: *H-Soz-Kult*, 9.12.2010, URL: <<http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/forum/2010-12-001>> [16.8.2017].
- 5 Daniel Speich Chassé hat dies etwa für das Bruttosozialprodukt als zentralen Entwicklungs-Indikator gezeigt. Vgl. *Daniel Speich Chassé*, *Die Erfindung des Bruttosozialprodukts. Globale Ungleichheit in der Wissensgeschichte der Ökonomie*, Göttingen 2013; *ders.*, *Der Entwicklungsautomatismus. Ökonomisches Wissen als Heilsversprechen in der ostafrikanischen Dekolonisation*, in: *AfS* 48, 2008, S. 183–214. Allgemein: *Michael E. Latham*, Introduction. *Modernization, International History, and the Cold War World*, in: *David C. Engerman/Nils Gilman/Mark H. Haefele* u. a. (Hrsg.), *Staging Growth. Modernization, Development, and the Global Cold War*, Amherst/Boston 2003, S. 1–22, hier: S. 3.
- 6 Beispielsweise fehlen die Autoren der psychologischen Modernisierungstheorien in: *David Simon* (Hrsg.), *50 Key Thinkers on Development*, London/New York 2006.
- 7 Vgl. hierzu *Geoffrey Martin Hodgson*, *How Economics Forgot History. The Problem of Historical Specificity in Social Science*, London/New York 2001.
- 8 In der Debatte zwischen Anhängern des *balanced* und des *unbalanced growth* standen sich zwei grundsätzlich verschiedene Strategien gegenüber. Die Anhänger des ungleichgewichtigen Wachstums setzten auf die Förderung von Schlüsselindustrien, von denen sie sich positive Effekte auf

marktorientiertes Wachstum waren in einflussreichen Modernisierungstheorien »weiche-re« Faktoren von Interesse.⁹ Im Folgenden geht es mir darum zu zeigen, wie psychologische Faktoren in den verschiedenen Spielarten der Modernisierungstheorie gewichtet wurden. Dabei ist zu fragen, was sich die zeitgenössischen Theoretiker von einer »Modernisierung der Psyche« versprochen und auf welche Weise sie »traditionelle« in »moderne« Individuen umformen wollten, um »rückständige« in leistungs- und fortschrittsorientierte Gesellschaften zu verwandeln.

In einem ersten Schritt werden daher die Schriften und Vorträge von Walt Whitman Rostow, Daniel Lerner, Everett E. Hagen und David McClelland in Bezug auf ihre Vorstellungen vom »modern man« analysiert. Bei den ausgewählten Personen handelt sich um Wissenschaftler internationaler Prominenz: Rostow als Vertreter der in der US-amerikanischen Außenpolitik einflussreichsten und international wohl bekanntesten modernisierungstheoretischen Richtung; Lerner, weil er sich mit seiner Theorie der »Modernisierung des Lebensstils« direkt gegen seinen Institutskollegen Rostow richtete; Hagen, weil er für die Rezeption in der Soziologie von großer Bedeutung war und McClelland als wichtigster Vertreter der Psychologie.

Ausgangspunkt der nachfolgenden Betrachtungen zu den »modern men« muss der Blick auf die damals international tonangebende US-amerikanische Ökonomie, Psychologie und Soziologie sein. Es ist aber auch von Interesse, die Rezeption und spezifische Ausformung dieser Debatten andernorts zu analysieren. Die historische Forschung hat sich bisher zu sehr auf die Denkfabriken in den Vereinigten Staaten konzentriert¹⁰, aber kaum danach gefragt, wie das dort hervorgebrachte Wissen in anderen Ländern aufgegriffen, in eigene Denktraditionen eingepasst und in die Praxis umgesetzt wurde. Daher frage ich, welche Akteure in der Bundesrepublik an der Diskussion über die »modernisierende« Kraft der »modern men« beteiligt waren. Wer produzierte hier Wissen zur indigenen Psyche? Woraus speiste sich dabei die Plausibilität der zentralen Annahmen? Und: Wie schlugen sich die Vorstellungen von individuellen und kulturellen entwicklungshemmenden Faktoren in den Praktiken der »Entwicklungshilfe« nieder?¹¹

In einem zweiten Schritt widme ich mich daher dem transatlantischen Wissenstransfer. Im Fokus steht hier die Frage, wer in der Bundesrepublik aus welchen Gründen und auf welchen Wegen die Arbeiten und Konzepte der eingangs analysierten US-amerikanischen Forscher rezipierte. Der Fokus liegt hier insbesondere auf den Vertretern der Sozialpsychologie und der Sozialökonomik. In einem dritten Schritt frage ich nach der Praxisrelevanz dieses Wissens über das »moderne« Individuum. Hierzu richte ich meine Aufmerksamkeit auf eine eher unerwartete Akteursgruppe, nämlich jene Unternehmer in der Bundesrepublik, die am Handel mit und an Direktinvestitionen in »Übersee«, dem damals gebräuchlichen Sammelbegriff für die sogenannten entwicklungsfähigen Länder, interessiert wa-

andere Wirtschaftsbereiche versprochen. Das gleichgewichtige Wachstum, das heißt die Förderung aller Wirtschaftsbereiche (inklusive der Landwirtschaft), war demgegenüber sehr viel kapitalintensiver, vgl. *Michele Alacevich*, *Early Development Economics Debates Revisited*, URL: <<https://elibrary.worldbank.org/doi/pdf/10.1596/1813-9450-4441>> [9.8.2017].

9 Diese Theorien mentaler und sozialer Mobilisierung sind dargestellt in: *Reinhard Stockmann/Ulrich Menzel/Franz Nuscheler*, *Entwicklungspolitik. Theorien – Probleme – Strategien*, 2., überarb. u. erw. Aufl., Berlin/Boston 2016, S. 103–106.

10 *Corinna Unger/Marc Frey/Sönke Kunkel* (Hrsg.), *International Organizations and Development, 1945–1990*, Basingstoke 2014.

11 Im Folgenden wird der zeitgenössische Begriff »Entwicklungshilfe« verwendet und nicht der spätere Begriff »Entwicklungszusammenarbeit«. Dies dient dazu, die damalige Vorstellung von einer Hilfsleistung des »Westens« an die »unterentwickelten« Länder deutlich zu machen. Zum Bedeutungsgehalt der verschiedenen Begriffe vgl. *Büschel/Speich*, Einleitung, S. 15. Vgl. auch *Büschel*, *Geschichte der Entwicklungspolitik*.

ren.¹² Insbesondere die exportorientierten bundesdeutschen Unternehmer befassten sich nämlich anhand dieser Regionen sehr intensiv mit dem, was sie als entwicklungshemmende einheimische Mentalität begriffen. Diese schien ihnen entscheidungsrelevant zu sein, wenn sie sich fragten, wo sich Auslandsinvestitionen langfristig auszahlen würden. Zudem hat diese Gruppe versucht, die von ihnen als problematisch erachteten Teile der ›indigenen Mentalität‹ in den eigenen Betrieben aktiv zu verändern. Dabei griffen sie auch auf neue Experten zurück, insbesondere auf Sozialpsychologen.¹³

Was ich hier skizzieren werde, ist ein weiter Weg der Konzepte von US-amerikanischen Soziologen und Psychologen zu ausländischen Praktikanten in westdeutschen Unternehmen. Meine These ist nicht, dass in der Industrie der Bundesrepublik die Ideen US-amerikanischer Provenienz eins zu eins umgesetzt wurden. Vielmehr werde ich argumentieren, dass die Modernisierungstheorien und die aus ihnen gezogenen entwicklungspolitischen Konsequenzen stark durch Vorstellungen über ›moderne‹ Individuen, deren Eigenschaften und psychische Grundlagen geprägt waren. Dabei werde ich ausführen, dass die angloamerikanischen Vorstellungen vom ›modern man‹ und von der indigenen Psyche als zentralem Entwicklungshemmnis in der Bundesrepublik für diejenigen äußerst attraktiv waren, die im Bereich der ›Entwicklungshilfe‹ den Schwerpunkt auf die sogenannte Technische Hilfe legten, dass sie dazu aber in eigene Interessenlagen und Denktraditionen eingepasst wurden.¹⁴

Zuvor jedoch noch zwei notwendige definitorische Bemerkungen: Erstens ist es ein Problem des Modernisierungsbegriffs, dass er zugleich ein Projekt und einen Prozess benennt. Im Folgenden wird daher genau zwischen ›Modernisierung‹ und gesellschaftlichem Wandel unterschieden. ›Modernisierung‹ wird ausschließlich als ein Projekt verstanden, das ideengeschichtlich von bereits industrialisierten – in der Selbst- und Fremdbeschreibung meist als ›westlich‹ und ›modern‹ bezeichneten – Gesellschaften ausging, das aber zugleich auch von indigenen Eliten andernorts als eine Möglichkeit verstanden wurde, die eigenen – als ›traditionell‹ begriffenen – Gesellschaften zu verändern. Das Projekt der ›Modernisierung‹ hatte eine erhebliche Strahlkraft und die Fähigkeit, Kräfte freizusetzen und zu bündeln. Es wurde von klar benennbaren Akteuren betrieben, die versuchten, ihre eigenen und fremde Gesellschaften auf eine neue Basis zu stellen. Mit der ›Modernisierung‹ als Projekt verbanden sich Versprechen auf Wachstum, Wohlstand, inneren gesellschaftlichen Frieden und sozialen Ausgleich.¹⁵ Um diese zu erfüllen, wurde umfangreiches Wissen erzeugt und

12 Zu ›Übersee‹ gehörten damit weder die USA noch Kanada oder Japan. Zum Begriff ›Übersee‹ vgl. Steffen Dörre, *Wirtschaftswunder global. Die Geschichte der Überseemärkte in der frühen Bundesrepublik* (im Erscheinen). Die Kategorie der »entwicklungsfähigen Länder« unter anderem bei: Clodwig Kapferer, *Die Bedeutung der technischen Beratung in den entwicklungsfähigen Ländern*. Vortrag vor der Deutschen Weltwirtschaftlichen Gesellschaft am 21.4.1955, o. O., o. J. [1955], S. 2.

13 Bislang wird die Bedeutung von Unternehmern in den Entwicklungs- und Modernisierungsdiskursen und -bemühungen meist nur am Rande gestreift. Für den deutschen Fall typisch: *Hubertus Büschel*, *In Afrika helfen. Akteure westdeutscher »Entwicklungshilfe« und ostdeutscher »Solidarität« 1955–1975*, in: *AfS* 48, 2008, S. 333–366. Ausnahmen sind: *Corinna R. Unger*, *Export und Entwicklung: Westliche Wirtschaftsinteressen in Indien im Kontext der Dekolonisation und des Kalten Krieges*, *Jahrbuch für Wirtschaftsgeschichte/Economic History Yearbook* 53, 2012, H. 1, S. 69–86; *dies.*, *Rourkela, ein »Stahlwerk im Dschungel«. Industrialisierung, Modernisierung und Entwicklungshilfe im Kontext von Dekolonisation und Kaltem Krieg (1950–1970)*, in: *AfS* 48, 2008, S. 367–388.

14 Als »Technische Hilfe« wurden Maßnahmen der allgemeinen und beruflichen Bildung der Bevölkerung in den ›Entwicklungsländern‹ bezeichnet. Zugleich umfasste sie Zahlungen an dort tätige Berater, Gutachter und Ausbilder.

15 Bis Mitte der 1960er-Jahre spielte die Demokratisierung als Ziel beziehungsweise wünschenswerter Nebeneffekt von ›Modernisierung‹ keine Rolle. Rostow geht erst Anfang der 1970er-

so in neuer Art und Weise über globale Ungleichheiten nachgedacht. Wenn im Folgenden von ›Modernisierung‹ gesprochen wird, dann sind damit nur die Theorieproduktion und die praktischen Umsetzungsversuche der 1950er- und 1960er-, zum Teil der frühen 1970er-Jahre gemeint.¹⁶ ›Modernisierung‹ als Projekt war damit eingebunden in den historischen Kontext der Blockkonfrontation des Kalten Kriegs, der Dekolonisierung und diverser ›Wirtschaftswunder‹-Erfahrungen in den sogenannten industrialisierten Ländern.¹⁷ Soziologische und ökonomische Veränderungen hat es freilich auch zu anderen Zeiten gegeben. Um dies kenntlich zu machen, werde ich im Folgenden den Begriff des »gesellschaftlichen Wandels« verwenden. Dieser hat den Vorteil, nicht an die normativen Vorstellungen von ›Modernisierung‹ und ›(Höher-)Entwicklung‹ gekoppelt zu sein. Er dient damit als wertfreier und überzeitlicher Beschreibungsterminus. Mit seiner Hilfe kann darauf verwiesen werden, dass sich Gesellschaften im Zuge des Projekts der ›Modernisierung‹ veränderten, ohne dass damit zugleich Aussagen über die Wünschbarkeit dieser Veränderung getroffen werden.

Zweitens läuft die historische Forschung zu den Themen ›Entwicklung‹ und ›Modernisierung‹ immer Gefahr, jene Dichotomien zu reproduzieren, die sie eigentlich aufzudecken und zu hinterfragen verspricht.¹⁸ Dennoch ist es notwendig, die zeitgenössischen Begriffe »Entwicklungsländer«, »Industrieländer«, »Unterentwicklung«, »traditionell« und »modern« weiter zu verwenden. Insbesondere, wenn ein kulturhistorischer Ansatz verfolgt wird, lässt es sich nicht rechtfertigen, die damals gebräuchlichen Begriffe unseren heutigen Vorstellungen entsprechend sprachlich einzuebnen. Die entscheidenden Konnotationen würden damit nicht analysiert, sondern zum Verschwinden gebracht werden. Im vorliegenden Text werden daher die zeitgenössischen Begriffe benutzt. Dies gilt mit einer Ausnahme: Wenn im Folgenden von den »Indigenen« die Rede ist, wird ein Begriff verwendet, der in den damaligen Stellungnahmen noch nicht etabliert war. Mit ihm soll im weiteren Text die jeweils einheimische Bevölkerung bezeichnet werden. Er hat meines Erachtens den Vorteil, dass mit ihm zugleich das damals empfundene Gefühl der Fremdheit transportiert wird, was beim Begriff des »Einheimischen« oder des »Autochthonen« nicht so stark der Fall ist, wie es angebracht erscheint. Der Begriff wird im Folgenden auch nicht durch eine genauere Präzisierung der jeweils gemeinten Bevölkerungsgruppen, Ethnien und Nationen ersetzt. Denn diese lässt sich aus den Quellen meist gar nicht erschließen. Er verdeutlicht somit, wie stereotyp und blind für Differenzierungen die Vorstellungen von der ortsansässigen Bevölkerung waren.

I. DIE ›MODERN MEN‹ IN DER US-AMERIKANISCHEN MODERNISIERUNGSTHEORIE

Begibt man sich auf die Suche nach den ›modern men‹, dann landet man schnell in Cambridge. Denn an der dortigen Harvard University und am Massachusetts Institute of Technology (MIT) war in den 1950er-Jahren das Who's who der Modernisierungstheoretiker

Jahre darauf ein, vgl. *Walt Whitman Rostow*, *Politics and the Stages of Growth*, Cambridge/New York etc. 1971.

16 Zu den frühen 1970er-Jahren als erster Hochphase der Kritik an den ›Modernisierungstheorien‹ vgl. *Dean C. Tipps*, *Modernization Theory and the Comparative Study of National Societies. A Critical Perspective*, in: *Comparative Studies in Society and History* 15, 1973, S. 199–226.

17 Dass das bundesrepublikanische ›Wirtschaftswunder‹ nicht als Ausnahmeerfahrung gelten kann, darauf ist in vergleichender Perspektive schon oft hingewiesen worden. Als Einstieg in diese Debatte bietet sich an: *Tony Judt*, *Die Geschichte Europas seit dem Zweiten Weltkrieg*, Bonn 2006, S. 273–398. Maßgeblich auch: *Ludgar Lindlar*, *Das mißverständene Wirtschaftswunder. Westdeutschland und die westeuropäische Nachkriegsprosperität*, Tübingen 1997.

18 Vgl. *Unger*, *Histories of Development and Modernization*; *Arturo Escobar*, *Encountering Development. The Making and Unmaking of the Third World*, Princeton 1995, S. 16f.

versammelt.¹⁹ Hierzu gehörten unter anderem Walt Whitman Rostow, Daniel Lerner, Everett E. Hagen, Paul A. Samuelson, Robert M. Solow, Paul Rosenstein-Rodan, Charles P. Kindleberger, Benjamin Higgins, Wilfred Malenbaum, Lucian W. Pye, Robert E. Baldwin und Richard S. Eckaus.²⁰ Institutionelles Bindeglied dieses interdisziplinären wissenschaftlichen Zirkels war das 1951/52 gegründete MIT Center of International Studies (CENIS). Von der Central Intelligence Agency, der Ford Foundation und der Rockefeller Foundation finanziell unterstützt, wurde dieses Forschungszentrum schnell zum wichtigen Generator von Expertenwissen im Kalten Krieg.²¹ Die dort zusammenarbeitenden Wissenschaftler waren auf die »Gegnerbeobachtung« spezialisiert und entwickelten eigene Zukunftsversprechen für dekolonisierte Länder zur Sicherung der US-amerikanischen Einflussphäre. In Form der Modernisierungstheorien schufen sie Denkmodelle zur sozialen und ökonomischen Eindämmung des Kommunismus. Die Pioniere der Entwicklungstheorie hatten dabei durchaus unterschiedliche und zum Teil auch gegensätzliche Vorstellungen von den Grundvoraussetzungen der »Modernisierung«. Dies zeigt sich nicht zuletzt in ihren Konzeptionen vom »modern man«.

Walt Whitman Rostow²², der 1950 zum »Chair of Economic History« am MIT berufen wurde, zeichnete sich durch einen ausgeprägten Antikommunismus aus. Damit passte er sowohl habituell als auch inhaltlich gut zur Linie des CENIS.²³ Seine 1960 veröffentlichte Modernisierungstheorie »The Stages of Economic Growth« war dann auch dezidiert als Gegenentwurf zur sowjetischen Spielart der »Modernisierung« gedacht, die sich in der damaligen Zeit bei den Eliten der sich in der Dekolonisierung begriffenen Staaten großer

19 Zur engen Verschränkung von akademischer Welt und US-Außenpolitik vgl. *Latham*, Introduction, S. 12.

20 Vgl. *Ulrich Menzel*, Walt Whitman Rostow, in: *David Simon* (Hrsg.), *Fifty Key Thinkers on Development*, London/New York 2006, S. 211–217, hier: S. 212.

21 Vgl. *David Milne*, *America's Rasputin*, Walt Rostow and the Vietnam War, New York 2008, S. 45f. Allgemein: *Bruce Kucklick*, *The Rise of Policy Institutes in the United States 1943–1971*, in: *Orbis* 55, 2011, S. 685–699. Aus der Perspektive des am CENIS tätigen Zeitzeugen: *Donald L.M. Blackmer*, *The MIT Center for International Studies. The Founding Years 1951–1969*, Cambridge 2002. Zur Gründungsgeschichte des CENIS vgl. auch *Karsten Kumoll*, *Kultur, Geschichte und die Indigenisierung der Moderne. Eine Geschichte des Gesamtwerks von Marshall Sahlins*, Bielefeld 2007, S. 64, und *Nils Gilman*, *Mandarins of the Future. Modernization Theory in Cold War America*, Baltimore/London 2003, S. 157–159. Zur Bedeutung der großen amerikanischen Stiftungen in der »Entwicklungshilfe« vgl. *Corinna R. Unger*, *Present at the Creation. The Role of American Foundations in the International Development Arena, 1950s and 1960s*, in: *Comparativ* 24, 2014, H. 1, S. 66–80. Zur Interdisziplinarität der Wissensproduktion zur »Modernisierung« am Beispiel der US-amerikanischen Forschung zur Ökonomie der UdSSR vgl. *David C. Engermann*, *The Price of Success: Economic Sovietology, Development, and the Costs of Interdisciplinarity*, in: *History of Political Economy* 42, 2010, S. 234–260.

22 Walt Whitman Rostow (geb. 7.10.1916, gest. 13.2.2003) war Ökonom und Wirtschaftshistoriker und übernahm Lehrtätigkeiten in Oxford, am MIT und an der University of Texas. Von 1947 bis 1949 war er Assistent von Gunnar Myrdal, Chef der UN Economic Commission for Europe, und zwischen 1960 und 1969 Mitglied der US-Regierung, unter anderem zwischen 1966 und 1969 als Nationaler Sicherheitsberater von Präsident Lyndon B. Johnson. Zur Person vgl. *Menzel*, *Walt Whitman Rostow*, S. 211–217; *Milne*, *America's Rasputin*, S. 15–40. Milne konzentriert sich in seinem Buch jedoch vor allem auf Rostows Rolle während der Eskalation des Vietnamkriegs.

23 *Menzel*, *Walt Whitman Rostow*, S. 213. Zudem war Rostow seit seiner Studienzeit in Yale mit dem ersten Chef des CENIS, Max Millikan, bekannt. Zum Programm Millikans vgl. *David Ekbladh*, *The Great American Mission. Modernization and the Construction of an American World Order*, Princeton 2010, S. 173–175.

Beliebtheit erfreute.²⁴ Seine Theorie wurde aber nicht aufgrund ihrer Neuartigkeit zum wichtigsten Referenzmodell dieser Zeit im Kampf um die ›Modernisierung‹ bisher ›traditioneller‹ Gesellschaften, sondern weil es Rostow gelang, wirkmächtige Metaphern für den gesellschaftlichen Wandlungsprozess zu finden.²⁵ Insbesondere die Vorstellung eines Take-off war schnell allgegenwärtig. Der Begriff fand Eingang in zahlreiche Weltbank-Berichte, in andere Entwicklungstheorien, in den zeitgenössischen publizistischen Diskurs und in außen- und innenpolitische Reden.

Rostows Ausnahmeposition in der damaligen Debatte lag zudem darin begründet, dass er mit seinem Buch der US-amerikanischen Administration einen Leitfaden für die ›Modernisierung‹ lieferte, den er nicht nur als Wissenschaftler und Politikberater anbot, sondern in den kommenden Jahren als Teil der US-amerikanischen Regierung auch aktiv durchsetzte. Als Mitglied der US-Regierung und in seiner späteren Funktion als Nationaler Sicherheitsberater hatte er direkten Einfluss auf die beiden US-amerikanischen Präsidenten John F. Kennedy und Lyndon B. Johnson.²⁶ Sein ideengeschichtlicher und politischer Einfluss zeigte sich in der gesamten sogenannten ersten Entwicklungsdekade (1960–1969):²⁷ bei der Gründung der »United States Agency for International Development«, der »Alliance for Progress« zur Förderung der wirtschaftlichen Entwicklung in Lateinamerika, dem »Peace Corps« sowie des »Development Assistance Committees« der »Organisation für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung« (OECD).²⁸ Das »Life«-Magazin bezeichnete ihn daher in einem großen Personenporträt im Dezember 1967 nicht ohne Grund als einen der fünf wichtigsten Männer in Washington.²⁹

Der Überzeugungskraft der rostowschen Stadientheorie lagen vier Aspekte zugrunde: ihre Einfachheit, ihre leicht in die Praxis zu überführenden Ratschläge, ihre Passgenauigkeit für die US-amerikanische Außenpolitik und ihre Attraktivität sowohl für die sich ›modernisierenden‹ Länder als auch für die ›Geber‹ von ›Entwicklungshilfe‹. Das Werk »The Stages of Economic Growth« beinhaltete, erstens, eine eher schlichte Wirtschafts- und Gesellschaftstheorie ohne mathematische Formeln oder lange Reihen aggregierter Daten.³⁰ Es bot, orientiert an der historischen Wirtschaftsentwicklung Nordamerikas, allen »Nach-

24 *Walt Whitman Rostow*, *The Stages of Economic Growth. A Non-Communist Manifesto*, Cambridge 1960. Die ersten Reaktionen auf das Buch fielen durchweg positiv aus. Erst in den Folgejahren wurde die Kritik aus der akademischen Landschaft immer harscher. Vgl. *Milne*, *America's Rasputin*, S. 65f. Eine zeitgenössische Zusammenfassung der Debatte um Rostows Publikation in: *o. V.*, *The Debate on Growth*, in: *The Economist*, 6.2.1960, S. 503f. Die Studie erschien im gleichen Jahr auf Deutsch bei Vandenhoeck & Ruprecht mit dem Titel: *Stadien wirtschaftlichen Wachstums. Eine Alternative zur marxistischen Entwicklungstheorie. Zum sowjetischen Entwicklungsmodell* vgl. *Engermann*, *The Price of Success*.

25 Vgl. *Anna Catharina Hofmann*, *Mit Franco in die Moderne? Planung, Herrschaft und Kritik in Spanien (1956–1973)* (im Erscheinen). Auch Ulrich Menzel hat zu Recht darauf verwiesen, dass es sich bei Rostows fünfstufigem Stadienmodell um eine krude Mischung aus bereits zuvor diskutierten Konzepten handelte. Von Jean Fourastié entnahm Rostow die Idee der Stadientheorie, von Paul Rosenstein-Rodan die Idee eines *big push*, von Alexander Gerschenkron das Konzept *spurt* und von Albert O. Hirschman die Vorstellungen von *linkage concept* und industriellen Schlüsselsektoren. Vgl. *Menzel*, *Walt Whitman Rostow*, S. 214. Vgl. *Stockmann/Menzel/Nuscheler*, *Entwicklungspolitik*, S. 98.

26 Vgl. *Menzel*, *Walt Whitman Rostow*, S. 213.

27 Dieser Quellenbegriff beruht auf Kennedys Rede vor der UN-Vollversammlung und seiner Forderung nach einer *decade of development*. Zu den ›Entwicklungsdekaden‹ und deren wechselnden Zielen vgl. *Büschel*, *Geschichte der Entwicklungspolitik*.

28 Vgl. *Menzel*, *Walt Whitman Rostow*, S. 215f.

29 *Thomas B. Morgan*, *The Most Happy Fella*, in: *Life*, 1.12.1957, S. 80–88, hier: S. 80B.

30 Vgl. *Stockmann/Menzel/Nuscheler*, *Entwicklungspolitik*, S. 96.

folgern« ein eindeutiges und regelhaftes Muster der evolutionären Höherentwicklung.³¹ Ausgehend von ›traditionellen‹ Sozialformationen durchlief Rostows Annahmen zufolge jede Gesellschaft auf einem allgemeinen Pfad fünf Stadien hin zur ›modernen‹ Gesellschaft.³² Der zentrale Erfolgsfaktor für den Aufstieg in die nächsthöhere Stufe war dabei die Erhöhung der Spar- und Investitionsquote.³³ Der Grundgedanke, dass es ausreiche, die Investitionsquote zu erhöhen, und dass daraus in der Endkonsequenz ein sich selbst tragendes, kontinuierliches Wachstum resultiere, war für zahlreiche Akteure in der Entwicklungspolitik verlockend, denn es schien eine leicht zu beeinflussende Stellschraube für ökonomisches Wachstum gefunden worden zu sein, die zudem allein durch Geldtransfers beeinflusst werden konnte.³⁴ Der Fokus auf Geldtransfers machte die rostowsche Theorie leicht umsetzbar – ihr zweiter überzeugender Aspekt. Drittens passte sie zur antikommunistischen Stoßrichtung der damaligen US-amerikanischen Außenpolitik. So folgte – in der Theorie – aus dem ökonomischen Wachstum auch die demokratische Entwicklung. Das hieß, dass Geldtransfers in sich dekolonisierende und modernisierende Staaten zugleich der antikommunistischen Stabilisierung der für Revolutionen und Umstürze anfälligen Regionen dienten. Viertens traf die rostowsche Modernisierungstheorie die Zielvorstellung der Eliten in den sich dekolonisierenden Gebieten, weil in ihr ein starker, zentralisierter Nationalstaat als Motor des Prozesses der ›Modernisierung‹ hervorgehoben wurde.³⁵ Auf der anderen Seite versprach ein Nationalstaat mit einer funktionstüchtigen Verwaltung auch für die »Geberländer« – allen voran für die USA – einen (!) klaren Ansprechpartner für ›Entwicklungshilfe‹ und damit eine schnelle und effektive Einflussnahme. Auf den ersten Blick spielen psychologische Faktoren in Rostows Stadienmodell also keine entscheidende Rolle. Rostow, der die zentrale Person bei der Popularisierung der Modernisierungstheorie war, gilt daher als einer der Hauptvertreter der kapitalinduzierten ›Modernisierung‹.

Dabei wird übersehen, dass seine Modernisierungstheorie nicht ohne Akteure auskam: die ›modern men‹. Sie tauchten – so auch dezidiert bezeichnet – in seinen Ausführungen in den beiden Stadien auf, in denen sich der Wandel hin zu einer ›modern society‹ vollzog: der Übergangsgesellschaft (Phase 2) und dem Take-off (Phase 3). Die ›modern men‹ waren, so Rostow, eine der Vorbedingungen dafür:³⁶ »The initial requirement appears to be the emergence of a minimum cadre of modern men; that is, men who, for one reason or another, are willing to initiate modern economic activity and trained to do so.«³⁷ So gesehen war der menschliche Wille zur ›Modernisierung‹ für den Erfolg entscheidend. Es sei nötig, eine »new élite« zu schaffen und zu stabilisieren, die ein Interesse an der wirtschaft-

31 Zu den USA als Endziel der ökonomisch-historischen Entwicklung der Welt vgl. *Gilman*, *Mandarin of the Future*, S. 3f.

32 (1) the traditional society; (2) the preconditions for take-off; (3) the take-off; (4) the drive to maturity (self-sustained growth); and (5) the age of high mass consumption, vgl. *Rostow*, *The Stages of Economic Growth*, S. 4–16.

33 Die Idee von der zentralen Rolle der Spar- und Investitionsquote basiert auf dem Harrod-Domar-Modell, das sich bereits seit spätestens Anfang der 1950er-Jahre und infolge der Theorieentwürfe von Rosenstein-Rodan und Arthur Lewis vollkommen durchgesetzt hatte. Vgl. *Gustav Ranis*, *Arthur Lewis's Contribution to Development Thinking and Policy*, in: *The Manchester School* 72, 2004, S. 712–723.

34 Zur damaligen Kritik an Rostows Modell vgl. *Menzel*, *Walt Whitman Rostow*, S. 214f.

35 Zum Staat als zentralem Entwicklungsakteur vgl. *Niels P. Petersson*, »Großer Sprung nach vorn« oder »natürliche Entwicklung«? *Zeitkonzepte der Entwicklungspolitik im 20. Jahrhundert*, in: *Büschel/Speich*, *Entwicklungswelten*, S. 89–111, hier: S. 89.

36 *Rostow*, *Politics and the Stages of Growth*, S. 20.

37 *Ders.*, *Leading Sectors and the Take-off*, in: *ders.* (Hrsg.), *The Economics of Take-off into Sustained Growth. Proceedings of a Conference held by the International Economic Association*, London 1963, S. 1–21, hier: S. 20.

lichen und gesellschaftlichen Höherentwicklung der eigenen Nation ausprägen und die das Modernisierungsprojekt freudig bejahe. Würden die »enterprising men« sowohl im privaten Sektor als auch in der öffentlichen Verwaltung nicht auftauchen, sei auch ein Take-off nicht möglich.³⁸ Ohne sie sei, so das Ergebnis von Rostows historischen Fallanalysen, die Erhöhung der Sparquote wirkungslos.³⁹ Die Voraussetzungen für den Auftakt zu lang anhaltendem Wirtschaftswachstum lägen damit in Verhaltensänderungen in der Übergangsgesellschaft. Folgerichtig forderte er die »education of a generation of modern men«, damit die Wirtschaft wachsen könne.⁴⁰

Wodurch zeichnete sich diese neue Elite aus ›modern men‹ aus? Rostows Anmerkungen hierzu sind meist knapp und vage gehalten: Sie sollten fähig sein, »to manipulate and apply [...] modern science and useful cost-reducing inventions«, sie müssten die Lust und den Willen dazu erkennen lassen, »to undergo the strain and risks of leadership in bringing the flow of inventions productively into the capital stock«.⁴¹ Andere ›modern men‹ würden sich hingegen dadurch auszeichnen, dass sie bereit wären, ihr Geld auch bei hohen Risiken langfristig in den Industrialisierungsprozess anzulegen.⁴² In Rostows Vorstellungen gab es mithin unterschiedliche gesellschaftliche Gruppen, in denen sich ›modern men‹ finden lassen mussten, die dann in einer zunehmend differenzierteren Gesellschaft jeweils eigene Aufgaben übernahmen. Es sollte sich also nicht nur um Unternehmer handeln: »The modern men are – in the past and in the present – a much wider spectrum, embracing some kinds of soldiers, intellectuals, civil servants, etc., as well as men of commerce and industry«.⁴³

Rostows Äußerungen zu den ›modern men‹ beruhten offensichtlich nicht auf einer wohlüberlegten Theorie. Er nahm zwar psychologische Effekte an, ergründete sie aber nicht weiter. Andere Modernisierungstheoretiker hatten ausgefeiltere und weitreichendere Vorstellungen von den Akteuren der ›Modernisierung‹, deren Motivationen und Einstellungen. Insbesondere Psychologen und Soziologen fragten danach, was die ›modern men‹ dazu veranlassen würde, sich nicht mehr von ›traditionellen‹ Verhaltensweisen, Selbstkonstruktionen und Normen leiten zu lassen. Warum verhielt sich eine Gruppe von Individuen plötzlich rational und unternehmerisch? Wie konnte das Auftauchen von ›modern men‹ ermöglicht und deren innergesellschaftlicher Erfolg unterstützt werden?

Mit diesen Fragen befasste sich unter anderem Daniel Lerner, der seit 1953 am MIT arbeitete und 1958 zum »Ford Professor of Sociology and International Communications« am CENIS ernannt wurde.⁴⁴ Er gilt aufgrund seiner These, dass psychologische Barrieren

38 Zudem sei es nötig, gut ausgebildete Arbeitskräfte zu haben, die sich für das wechselnde ökonomische System anpassungsfähig zeigten und bereit wären, in großen Organisationen spezialisierte Aufgaben zu übernehmen, vgl. *ders.*, *Politics and the Stages of Growth*, S. 20.

39 Vgl. *ders.*, *Leading Sectors and the Take-off*, S. 21. Vgl. auch: Matthew Smith, *Historical Growth Modelling. Rostow's ›Take-off‹ and Rosenstein-Rodan's ›Big Push‹*, in: *Claudia Sunna/Davide Gualerzi* (Hrsg.), *Development Economics in the Twenty-First Century*, London/New York 2016, S. 14–32, hier: S. 18.

40 *Rostow*, *Politics and the Stages of Growth*, S. 182.

41 Ebd., S. 20.

42 Vgl. ebd., S. 20.

43 *Ders.*, *Rostow on Don*, in: *Encounter*, Januar 1960, S. 89. In dieser Antwort auf einen seiner frühen Kritiker, den englischen Ökonomen Peter Wiles, betonte er 1960: »I do not believe that the commercial and industrial middle class and the profit motive played the preponderant role«. Vgl. Peter Wiles *Besprechung der »Stages of Economic Growth«*: *Peter Wiles*, *Don on Rostow*, in: *Encounter*, Dezember 1959, S. 46–49.

44 Daniel Lerner (1917–1980) war nicht nur Soziologe, sondern auch Spezialist für psychologische Taktik in zwischenstaatlichen Konflikten. Zum Ausbildungshintergrund und zum Werdegang bis 1953 vgl. *Hemant Shah*, *The Production of Modernization. Daniel Lerner, Mass Media, and The Passing of Traditional Society*, Philadelphia 2011, S. 31–100.

die entscheidenden hemmenden Faktoren für die ›Modernisierung‹ von Gesellschaften darstellten, als prominenter Gegenspieler Rostows.⁴⁵ Ein allein kapitalinduzierter gesellschaftlicher Wandlungsprozess war für ihn nicht vorstellbar. Die treibende Kraft der ›Modernisierung‹ sei die »mobile Persönlichkeit« als Initiator sozialer Wandlungsprozesse, die dem ökonomischen Wachstum notwendigerweise vorausgingen. Nur die »mobilen Persönlichkeiten« könnten unter bestimmten – beeinflussbaren – Bedingungen einen kumulativen Effekt anstoßen, der die ›Modernisierung‹ in ihre gesamte Gesellschaft trage. Diese Personen­gruppe gebe es in ›traditionellen‹ Gemeinschaften aufgrund psychologischer Barrieren – die durch das dortige Gesellschaftssystem und den Gemeinschaftsverband konserviert wurden – nicht, zumindest nicht in ausreichender Zahl. ›Unterentwicklung‹ – so das viel zitierte Lerner-Bonmot – sei damit kein »Hardware-Problem«, sondern eines der »Software«.

In seinem 1958 – und damit bereits zwei Jahre vor Rostows »Stages« – veröffentlichten Stadienmodell fragte Lerner nach den notwendigen Eigenschaften dieser »mobilen Persönlichkeiten«. »Mobil« seien sie dabei weniger geografisch und sozial. Sie seien vielmehr innerlich bereit für Veränderungen. Ihnen sei es erstens möglich, »sich in hohem Maße mit neuen Aspekten [ihrer] Umgebung zu identifizieren«. ⁴⁶ Denn sie seien – als »empathische« Persönlichkeiten – fähig, sich selber als fremde Personen in fremden Situationen, Orten und Zeiten vorzustellen.⁴⁷ Zweitens zeichneten sie sich dadurch aus, dass sie eine »Meinung« zu öffentlichen Fragen hätten. Während die ›traditional men‹ öffentliche Angelegenheiten nicht als ihre Obliegenheit definierten, sehe der ›modern man‹ diese als wichtig und in seinem Interesse liegend an. Drittens war ihnen ein rationaler und positiv zukunfts­gewandter Geist (»a rationalist and positivist spirit«) zu eigen.⁴⁸

Neben diesen Definitionsfragen suchte Lerner nach den Bedingungen dafür, dass die »mobilen Persönlichkeiten« zu Trägern der ›Modernisierung‹ – verstanden als langsamer Prozess von einem ›traditionellen‹ zu einem partizipierenden Lebensstil – werden konnten. Weil er einen so deutlichen Schwerpunkt auf die Partizipation legte, waren für Lerner die individuellen Kommunikationsfähigkeiten und die Strukturen der Medienlandschaft der Schlüssel, um eine Gesellschaft zu ›modernisieren‹.⁴⁹ Einen Multiplikatoreffekt versprach er sich insbesondere von den Massenkommunikationsmitteln, vor allem in den Städten.⁵⁰

45 In ähnliche Richtung hatte vor ihm aber auch schon Karl W. Deutsch argumentiert. Vgl. *Karl W. Deutsch, Nationalism and Social Communication. An Inquiry into the Foundations of Nationality*, Cambridge/London 1953.

46 *Gerhard Grohs, Zur Soziologie und Sozialpsychologie kolonialer Abhängigkeitsverhältnisse*, in: *Dieter Danckwortt* (Hrsg.), *Internationale Beziehungen. Ein Gegenstand der Sozialwissenschaft*, Festgabe zum 70. Geburtstag von Dr. Walter Jacobsen, Frankfurt am Main 1966, S. 65–84, hier: S. 76.

47 Diese Fähigkeiten wurden als Projektion und Introjektion bezeichnet. Beide Mechanismen wurden bei Lerner unter dem Begriff »Empathie« zusammengefasst. Vgl. *Daniel Lerner, The Passing of Traditional Society. Modernizing the Middle East*, New York/London 1958, S. 49f.

48 Ebd., S. 45.

49 Kenneth S. Sherrill hat schon 1978 darauf verwiesen, dass die ›modern men‹ in den Modernisierungstheorien als »political modern men« konzipiert wurden. Man beschrieb sie als »opinionated« und »empathic«. Der »political modern man« könne zwischen persönlichen und politischen Beziehungen unterscheiden, sei »highly exposed to the mass media« und sei daher zugleich »well informed«. Er sei »concerned with, but not obsessed or excessively worried by, political events«. Als aktiver Teil eines politischen Gemeinwesens habe er »a general faith in people« – vor allem in andere ›modern men‹. Er könne zu diesen beständige Beziehungen etablieren und pflegen. *Kenneth S. Sherrill, The Attitudes of Modernity*, in: *Comparative Politics* 1, 1969, S. 184–210.

50 Vgl. *Daniel Lerner, Die Modernisierung des Lebensstils. Eine Theorie*, in: *Peter Heintz* (Hrsg.), *Soziologie der Entwicklungsländer. Eine systematische Anthologie*, Köln/Berlin 1962, S. 211–243, hier: S. 220–222. Lerner's Forschungsansatz war damit durchaus stilbildend. An ihn lehnte sich etwa Alex Inkeles an, der Ende der 1960er-Jahre mit seiner Feldstudie zu den Einstellungen

Lerner hob zudem die Rolle der Bildung hervor, da sie rationales Verhalten fördere. Da rationale Entscheidungen belohnt würden, würde sich qua Erfahrung die Deutung durchsetzen, jeder könne seine Zukunft selbst beeinflussen. Sie sei nur von der eigenen Leistung und nicht von Vorherbestimmung oder Herkunft abhängig. Der ›traditionelle‹ Mensch, der von dieser Vorherbestimmung ausginge und allem Neuem gegenüber abweisend sei, würde so durch Bildung, kommunikativer Teilhabe und Erfahrung zum ›modern man‹.⁵¹

Auch Everett E. Hagen⁵², der 1970 Direktor des CENIS wurde, setzte in seiner 1962 veröffentlichten Theorie bei Fragen der Persönlichkeitsentwicklung an. Gesellschaften waren in seinen Augen ›unterentwickelt‹, weil in ihnen die Führungsschicht aus »unschöpferischen Personen« bestehe, die körperlicher Arbeit, Kreativität und Innovationen gegenüber abgeneigt seien.⁵³ Erfordernisse für den Übergang zum Wirtschaftswachstum waren demnach:

»a) bei einem großen Teil der Bevölkerung die Fähigkeit, Probleme zu lösen, und die Absicht, diese Fähigkeit anzuwenden – kurz: Kreativität; und b) eine positive Einstellung zur manuell-technischen Arbeit und zur physischen Umwelt, damit die schöpferischen Energien eher auf Innovationen im Bereich der Produktion als auf Kunst, Krieg, Philosophie, Politik oder andere Bereiche gerichtet werden.«⁵⁴

Im Zentrum seines einflussreichen Buches »On the Theory of Social Change«, in dem er immer wieder auf psychoanalytische Konzepte Bezug nahm, stand daher die »schöpferische Persönlichkeit«.⁵⁵ Diese zeichnete sich durch ein hohes Bedürfnis nach Leistung aus, habe eine positive Einstellung gegenüber handwerklicher und technischer Arbeit, könne Probleme auf rationale Weise lösen und habe zudem die Absicht, diese Fähigkeiten einzusetzen. Hagen ging dabei nicht von angeborenen Begabungsunterschieden zwischen den Völkern aus. Ganz dezidiert forderte er aber, erst einmal die »Aspekte der traditionellen Persönlichkeitsstruktur [zu] verändern«, bevor Kapitalmittel in die dortigen Gesellschaften transferriert wurden. Auch einer Übertragung ›westlicher‹ Technologien erteilte er eine Absage:

und Werten von 6.000 ›modern men‹ in Argentinien, Chile, Indien, Israel, Pakistan und Nigeria international Berühmtheit erlangte. Insbesondere dessen Messvariablen von Modernität wiesen erhebliche Ähnlichkeit mit Daniel Lernaler's Vorstellungen von der ›modern personality‹ in seiner »The Passing of Traditional Society« auf. Auch Inkeles trennte ›traditionell‹ und ›modern‹ anhand von Fähigkeiten zu kommunizieren und sich ›moderner‹ Medien zu bedienen. Für ihn waren die ›modern men‹ zudem dadurch geprägt, dass sie an den Nutzen von Wissenschaft glaubten, Fatalismus und Passivität ablehnten und bereit waren, sich industriellen Zeitregimen anzupassen und vorausschauend zu planen. Zudem waren sie fähig, ihre Umwelt den eigenen Ansprüchen entsprechend umzugestalten und waren ›moderner‹ Technik gegenüber aufgeschlossen. Alex Inkeles, Making Men Modern. On the Causes and Consequences of Individual Change in Six Developing Countries, in: American Journal of Sociology 75, 1969, S. 208–225, hier: S. 210f.; ders., The Modernization of Man, in: Myron Weiner (Hrsg.), Modernization. The Dynamics of Growth, New York 1966, S. 138–150, hier: S. 141–144. Zu den Studien von Inkeles vgl. Jerome Braun, Is the Study of Attitudes Sufficient for the Study of National Character? Putting the Work of Alex Inkeles in Context, in: Comparative Sociology 13, 2014, S. 748–772.

51 Vgl. Stockmann/Menzel/Nuscheler, Entwicklungspolitik, S. 105.

52 Everett E. Hagen (1906–1992) kam 1953 ans MIT. Ab 1959 war er Professor für Ökonomie, ab 1965 für Political Science. Von 1970–1972 war er Direktor des CENIS.

53 Vgl. Stockmann/Menzel/Nuscheler, Entwicklungspolitik, S. 104. So argumentierend auch: Richard N. Adams, Die Träger des kulturellen Wandels. Test einer Hypothese, in: Heintz, Soziologie der Entwicklungsländer, S. 110–118.

54 Everett E. Hagen, Traditionsverlust, Statusverlust, Innovation, in: Wolfgang Zapf (Hrsg.), Theorien des sozialen Wandels, Köln/Berlin 1971 (zuerst 1969), S. 351–361, hier: S. 352.

55 Everett E. Hagen, On the Theory of Social Change. How Economic Growth Begins, Homewood 1962. Die Vorstellung von schöpferischen und unschöpferischen Persönlichkeiten übernimmt Hagen von Parsons.

diese sei sogar kontraproduktiv. Denn nicht bloße Nachahmung, sondern eine schöpferisch begabte Schicht von Neuerern war die langfristig tragfähige Basis der ›Modernisierung‹.⁵⁶

Hagens Interesse galt den Ursachen dafür, dass einzelne Personen später schöpferisch tätig wurden. Anhand von historischen Beispielen argumentierte er, dass der Statusverlust eines Teils der Elite von zentraler Bedeutung für das Auftauchen und die Vermehrung »schöpferischer Persönlichkeiten« war. Denn der Statusverlust qua Herkunft führe dazu, dass nunmehr nur noch über Leistung ein Führungsanspruch legitimiert werden könne. Dadurch veränderten sich die Ziele der primären Sozialisation, welche nun Kreativität förderte und unternehmerisches Handeln belohnte. Langsam bilde sich so eine neue, einflussreiche Gruppe heraus, die den traditionellen Werten ihrer Gesellschaften gegenüber »entfremdet« sei.⁵⁷ Hagens Fokus lag damit auf den in ›traditionellen‹ Gesellschaften üblichen Methoden der Kindererziehung und den prägenden Leistungs- und Rollenvorstellungen der Eltern.⁵⁸ Ihm galt der Wandel einer Gesellschaft als durch den Wandel in der Kindheitsentwicklung und den Erziehungsmethoden begründet.⁵⁹ Während Lerner Erwachsene untersuchte, konzentrierte sich Hagen also darauf, herauszufinden, welche Ereignisse in der Kindheit jener Personen ausschlaggebend dafür gewesen waren, dass sie in traditionellen Gesellschaften plötzlich als Neuerer und Reformatoren auftauchten.⁶⁰

So wichtig die Forschungen von Lerner und Hagen für die Rezeption des Konzepts ›modern men‹ auch waren, einflussreichster Vertreter der These einer Modernisierung der Psyche war ein anderer: der heutzutage kaum noch bekannte US-amerikanische Verhaltens- und Sozialpsychologe David C. McClelland.⁶¹ Seine Arbeiten erregten in den 1950er- und 1960er-Jahren enorme Aufmerksamkeit und wurden auch von den oben genannten Pionieren der Entwicklungstheorie rezipiert. McClelland war seit 1956 Professor für Psychologie an der Harvard University und »Deputy Director of the Behavioral Science Division« der Ford Foundation. Sein zentrales Buch »The Achieving Society«, 1961 veröffentlicht und schnell zum internationalen Bestseller geworden, entstand parallel zu Rostows »The Stages of Economic Growth«, Lerner's »The Passing of Traditional Society« und Hagens »On the Theory of Social Change« am CENIS.⁶² McClelland tat sich vor allem mit seinen empirischen Datenerhebungen zur Leistungsmotivation hervor. Anfänglich an der Genese des Leistungsmotivs im frühkindlichen Alter interessiert, konzentrierte er sich später vor allem auf die Rolle der Leistungsmotivation im wirtschaftlichen Entwicklungsprozess.⁶³ In diesen Forschungsarbeiten war ›Unterentwicklung‹ das Ergebnis eines Mangels an Motivation.⁶⁴ Für McClelland waren die Antriebe, die wirtschaftliches Wachstum ermöglich-

56 Ders., Traditionsverlust, Statusverlust, Innovation, S. 352.

57 Vgl. Stockmann/Menzel/Nuscheler, Entwicklungspolitik, S. 104f.

58 Vgl. Hagen, Traditionsverlust, Statusverlust, Innovation, S. 354–357.

59 Vgl. hierzu: Grohs, Zur Soziologie und Sozialpsychologie kolonialer Abhängigkeitsverhältnisse, S. 79.

60 Hier bezieht sich Hagen vor allem auf die Arbeiten von Erikson. Vgl. Erik H. Erikson, Kindheit und Gesellschaft, Stuttgart/Zürich 1957 (zuerst engl. 1950).

61 David Clarence McClelland (1918–1998). Zum akademischen Lebenslauf vgl. Weiner, Modernization, S. XI.

62 David C. McClelland, The Achieving Society, Princeton 1961.

63 Vgl. Hans Thomae, Psychologische Voraussetzungen der Leistungsbereitschaft, in: Walter-Raymond-Stiftung (Hrsg.), Leistungsbereitschaft. Soziale Sicherheit. Politische Verantwortung, Köln/Opladen 1967, S. 53–72, hier: S. 60.

64 Stark von traditionellen Verhaltensmustern geprägte Wirtschaftssysteme galten dabei als nur sehr eingeschränkt fähig, eine dynamische Wirtschaftsentwicklung anzustoßen. Im Fokus des Interesses stand somit die Frage, wie man auf der individuellen und der sozialen Ebene in den ›Entwicklungsländern‹ einen Wechsel von der Statusorientierung zur Leistungsorientierung anstoßen und begleiten konnte. Vgl. Dieter Fricke, Einkommen und Anspruchsniveau, Opladen 1972, S. 66.

ten, unbewusst. Es ging ihm nicht um rationales ökonomisches Denken, sondern um das sozial erlernte und internalisierte Leistungsmotiv. Folglich schien es ihm ratsam, einerseits die Sozialstrukturen in den ›Entwicklungsländern‹ umzuformen. Er zielte jedoch vor allem darauf, das Fantasieleben der Menschen psychologisch-politisch umzuorganisieren. Dabei ging er davon aus, dass ›Modernisierung‹ – und hier erinnert seine Argumentation sehr an Joseph Schumpeter – vom selten anzutreffenden Typ des energischen, aktiven, entscheidungs- und risikofreudigen Individuums getragen werde. Seinen Analysen zufolge schien es in den ›unterentwickelten‹ Gebieten der Erde an jenen Persönlichkeiten zu fehlen, die sich seiner Meinung nach vor dem und im historischen Moment des Take-off – und hier verwandte er den rostowschen Begriff – wie ein »Virus« vermehrt hatten.⁶⁵

Dabei verallgemeinerte McClelland Max Webers These von der protestantischen Arbeitsethik⁶⁶, das heißt der stimulierenden Kraft des Protestantismus auf die Industrialisierung: Überall dort, wo sich wirtschaftliche Entwicklung vollzog, musste es zuvor ein hohes Leistungsbedürfnis gegeben haben.⁶⁷ Verbunden mit einer historischen Analyse glaubte McClelland belegen zu können, dass dem epochalpsychologischen Wandel des Leistungsmotivs Auf- und Abstiege der Wirtschaftsentwicklung auf dem Fuße folgen. In seiner groß angelegten interkulturellen Längs- und Querschnittsanalyse stellte er anhand von Beispielen aus den letzten 3.000 Jahren einen Zusammenhang von Leistungsmotivation und wirtschaftlicher Entwicklung her.⁶⁸ Zentrales Maß für das Bedürfnis nach Leistung war dabei »n-Ach« (»n-achievement«).⁶⁹

65 Vgl. *David C. McClelland*, *The Impulse to Modernization*, in: *Weiner, Modernization*, S. 28–39, hier: S. 28f. Im selben Band erschien auch ein Aufsatz von *Alex Inkeles* »The Modernization of Man«. Die Verwendung des biologistischen Vokabulars im oben angeführtem Zitat ist dabei durchaus typisch. Es prallt in den 1960er-Jahren verstärkt mit dem ökonomischen Wissen zusammen. »Virus« bedeutet hier zugleich die Vorstellung, dass es genüge, einige wenige Individuen zu »infizieren«, da das Leistungsmotiv hochgradig ansteckend sei. Zum Gebrauch der Virusmetapher vgl. *Eva Gredel*, *Diskursdynamiken. Metaphorische Muster zum Diskursobjekt Virus*, Berlin/Boston 2014.

66 *Max Weber*, *Die protestantische Ethik und der Geist des Kapitalismus*, in: *ders.*, *Gesammelte Aufsätze zur Religionssoziologie*, Tübingen 1988 (zuerst 1904/05), S. 17–206.

67 Vgl. *David C. McClelland*, *Die Leistungsgesellschaft. Psychologische Analyse der Voraussetzungen wirtschaftlicher Entwicklung*, hrsg. v. *Ingeborg Y. Wendt/Gerd Fleischmann*, Stuttgart/Berlin etc. 1966 (zuerst engl. 1961), S. 90–102. Für McClelland basierte damit ›Entwicklung‹ auf einer spezifischen, religiösen Vorprägung. Dies lehnte beispielsweise Rostow ab, der davon ausging, dass ›modern men‹ überall auftauchen könnten und nicht unbedingt strenggläubige Pietisten sein müssten. Die meisten anderen Modernisierungstheoretiker gingen allerdings implizit oder explizit von der These Max Webers aus, der zufolge eine enge Verbindung zwischen der protestantischen Ethik und dem Geist des Kapitalismus bestünde. Vgl. *Rob Potter/Dennis Conway/Ruth Evans* u. a., *Key Concepts in Development Geography*, London 2012, S. 67. Zur Rolle der Religion in den Modernisierungstheorien vgl. *Wolfgang Knöbl*, *Aufstieg und Fall der Modernisierungstheorie und des säkularen Bildes ›moderner Gesellschaften‹. Versuch einer Historisierung*, in: *Ulrich Willems/Detlef Pollack/Helene Basu* u. a. (Hrsg.), *Moderne und Religion. Kontroversen um Modernität und Säkularisierung*, Bielefeld 2013, S. 75–116. Rostow lehnte die Vorstellung, dass spezifischen religiösen Motiven und Begründungsweisen eine entscheidende Bedeutung beizumessen sei, ab: »the Protestant ethic by no means represents a set of values uniquely suitable for modernization«. *Rostow*, *Politics and the Stages of Growth*, S. 26.

68 Vgl. *McClelland*, *Die Leistungsgesellschaft*, S. 150–197.

69 In der deutschen Übersetzung als »b Leistung« angegeben. Da es McClelland darum ging, den Ansporn zur Leistung zu erhöhen, maß er die Offenheit gegenüber Neuerungen. Die Ergebnisse der Forschung zur Leistungsmotivation der 1960er-Jahre werden dargestellt in: *Gustav Grauer*, *Die Entwicklung des Leistungsstrebens*, in: *Günter Hartfiel* (Hrsg.), *Das Leistungsprinzip. Merkmale – Bedingungen – Probleme*, Opladen 1977, S. 82–101.

Dieses bestimmte er durch eine quantitative Analyse von leistungsbezogenen Situationen in Volksmärchen und Lesebuchgeschichten.⁷⁰

McClellands Untersuchung zeigte eine deutliche Prägung der Leistungsmotivation durch die frühkindlichen Eltern-Kind-Beziehungen.⁷¹ Er konzentrierte sich dabei vor allem auf die Rolle des (patriarchalen und autoritären) Vaters, stellte aber auch die Wirkung religiöser Einstellungen, der gesamten sozialen Umwelt und der Familienstruktur heraus. McClelland verwies darauf, dass Wachstum auf Einstellungen und Motivationen beruhte, die wiederum abhängig waren von den – frühkindlich erlernten – gesamtgesellschaftlichen Normen und Werten sowie der Durchschlagskraft der gesellschaftlichen Sanktionsmechanismen.

Aufgrund seiner Ergebnisse empfahl er der Politik, die Leistungsmotivation vor Ort zu messen, um die Entwicklungschancen korrekt einschätzen zu können.⁷² Selbst wenn McClelland – in Übereinkunft mit der gängigen zeitgenössischen psychologischen Lehrmeinung⁷³ – davon ausging, dass das Leistungsmotiv nur in Kindern geweckt werden könne, bezog er auch die Veränderung des Verhaltens von Erwachsenen mit ein.⁷⁴ Dabei konzentrierte er sich auf die Gruppe der Unternehmer.⁷⁵ Da diese, so seine dahinterliegende Annahme, die meisten ›modernisierungsrelevanten‹ Institutionen einer Stadt kontrollieren würden, hätte eine Steigerung des Leistungsmotivs hier den größten Effekt.⁷⁶ Ab Mitte der 1960er-Jahre war er an der Organisation und Durchführung von Fortbildungsangeboten beteiligt, die die unzureichend entwickelten Leistungsmotive von Erwachsenen in ›Entwicklungsländern‹ verstärken sollten. In eineinhalb bis zweiwöchigen – freiwilligen – Kursen versuchte er beispielsweise in Indien im Rahmen eines Entwicklungshilfeprogramms bei Geschäftsleuten die Leistungsmotivation zu steigern.⁷⁷ Ziel dieser Kurse war es, Leistungsmotivation einzuüben und dies als Bereicherung des eigenen kulturellen Kosmos zu begreifen. Als Erfolgsfaktoren hob er aufgrund seiner persönlichen Erfahrungen zwei Bedingungen hervor: eine möglichst große Dissonanz zwischen anfänglicher Motivation und angestrebtem Ziel und die Möglichkeit, neue Verhaltensmöglichkeiten längerfristig zu er-

70 Vgl. *McClelland*, Die Leistungsgesellschaft, S. 146–149 sowie die Tabelle auf S. 134f. Ähnlich argumentierend: *John William Atkinson*, *Motives in Fantasy, Action, and Society. A Method of Assessment and Study*, Princeton 1958.

71 Schon frühzeitig in: *David McClelland/Gerald A. Friedmann*, *A Cross-Cultural Study of the Relationship Between Child-Training Practices and Achievement Motivation Appearing in Folk-Tales*, in: *Guy E. Swanson/Theodore M. Newcomb/Eugene Hartley* (Hrsg.), *Readings in Social Psychology*, New York 1952, S. 243–249.

72 Ausführlich zu den Empfehlungen: *McClelland*, Die Leistungsgesellschaft, S. 336–381.

73 Vgl. *Heinz Heckhausen*, Die Interaktion der Sozialisationsvariablen in der Genese des Leistungsmotivs, in: *Carl F. Graumann* (Hrsg.), *Sozialpsychologie*, 2. Halbbd.: *Forschungsbereiche*, Göttingen/Toronto etc. 1972, S. 955–1019, hier: S. 1007; *ders.*, Einflußfaktoren der Motiventwicklung, in: *Carl F. Graumann/ders./Hellgard Rauh* (Hrsg.), *Pädagogische Psychologie*, Teil II: *Entwicklung und Motivation*, Weinheim/Basel 1976, S. 107–140, hier: S. 130.

74 McClelland maß das Bedürfnis nach Leistung (›n-achievement‹) an der Häufigkeit von leistungsbezogenen Situationen in Volksmärchen, Literatur und Lesebuchgeschichten. Kritik an den Forschungen McClellands zum Einfluss der Religion auf die wirtschaftliche Entwicklung bei *Jacques Vontobel*, *Leistungsbedürfnis und soziale Umwelt. Zur sozio-kulturellen Determination der Leistungsmotivation*, Bern/Stuttgart etc. 1970, S. 104–106.

75 Zum unternehmerischen Verhalten als Antrieb für die ›Modernisierung‹ und zu den Charakteristika von Unternehmerpersönlichkeiten vgl. *McClelland*, Die Leistungsgesellschaft, S. 201–281; *ders.*, *Toward a Theory of Motive Acquisition*, in: *American Psychologist* 20, 1965, S. 321–333.

76 Vgl. *ders.*, *The Impulse to Modernization*, S. 35; *ders.*, *N Achievement and Entrepreneurship: A Longitudinal Study*, in: *Journal of Personality and Social Psychology* 1, 1965, S. 389–392.

77 Vgl. *ders./David G. Winter*, *Motivating Economic Achievement*, New York 1969.

proben. McClelland hielt seine Kurse – gemessen an der Verhaltensveränderung innerhalb von zwei Jahren nach dem Kurs – für äußerst erfolgreich:

»A minor economic revolution appears to be in the making [...] if the n Ach virus remains firmly implanted, may in time produce a take-off into rapid economic development. Note particularly that what came from the outside was not material aid or technical instruction—all of which the businessmen [...] have or can obtain from the government – but an idea, the motive, the spark, the impulse, that seems to be necessary to set such a process in motion.«⁷⁸

McClelland postulierte folglich, dass es fortschrittliche und hemmende Verhaltensdispositionen, Einstellungen und Motive gab, die wachstumsrelevant waren und die die Dynamik des wirtschaftlichen Handelns massiv prägten. Statt finanzieller ›Entwicklungshilfe‹ forderte er daher die Finanzierung von Kursen zur Erhöhung der Leistungsmotivation bei unternehmerisch Tätigen.⁷⁹ Dies macht noch einmal deutlich: Man darf wirtschaftswissenschaftliche und sozialpsychologische Modernisierungstheorien nicht zu stark kontrastieren. Denn die Soziologen und Psychologen nahmen an, das für die ›Modernisierung‹ Wirtschaftswachstum unverzichtbar sei. Die Ökonomen fragten wiederum nach den sozialen und psychologischen Voraussetzungen für ökonomische Prosperität.

In den um das Jahr 1960 herum publizierten Modernisierungstheorien wurden nicht nur ›traditionelle‹ und ›moderne‹ Gesellschaften idealtypisch einander gegenübergestellt. Zugleich manifestierte sich in ihnen die Vorstellung, dass ›traditionelle‹ und ›moderne‹ Persönlichkeiten klar voneinander unterscheidbar seien. Konkrete (männliche) Akteure – und nicht nur ein anonym Nationalstaat – setzten den für das ökonomische Wachstum grundlegenden wissenschaftlichen und technischen Fortschritt in ihren Gesellschaften durch. Die genannten Modernisierungstheoretiker fragten alle nach den entwicklungshemmenden und -fördernden psychischen Faktoren. Sie hatten implizite und explizite Vorstellungen vom ›modern man‹ und rangen um Konzepte, wie ›moderne‹ Individuen in ›traditionell‹ geprägten Gesellschaften erzeugt werden können. Das Konzept der Leistungsmotivation war dabei zentral. Sie sollte in einzelnen Individuen hervorgerufen werden, sodass sie sich in einem Top-down-Effekt gesamtgesellschaftlich verbreitete. Das Ziel war dabei, scheinbar statusorientierte Gesellschaften auf Leistungsorientierung umzustellen.

Der Blick auf Rostow, Lerner, Hagen und McClelland zeigt aber auch, wie sich die Konzepte über die ›modern men‹ voneinander unterschieden. Augenfällig ist dies bei der Bedeutung, die der Familienformation, der Kindheitsentwicklung und den Erziehungsmethoden jeweils beigemessen wurde.⁸⁰ Umstritten war, wann die Grundlagen der ›modernen‹ Persönlichkeit gelegt wurden. Während die meisten Soziologen ihren Fokus auf die sekundäre Sozialisation legten und das Augenmerk dabei auf die Rolle von Kommunikation und Erziehung fiel, fokussierten sich die eher psychologisch und psychoanalytisch geprägten Studien stärker auf die Phase der primären Sozialisation, das heißt auf die ersten Lebensjahre im Familienkontext.⁸¹ Überhaupt waren sich die genannten Autoren nicht einig darüber, wie sich die sozialen Bezüge der Menschen und die psychischen Dispositionen zur Leistung gegenseitig bedingten; auch wenn sie darin übereinstimmten, dass die psychischen Eigenschaften der Indigenen durch bestimmte ›traditionelle‹ Sozialformationen gestützt wurden. Umstritten war zudem, wie man Anspruchsniveau und Leistungsmotivation überhaupt mes-

78 McClelland, *The Impulse to Modernization*, S. 35.

79 Vgl. Liv Kirsten Jacobsen, *Erfolgsfaktoren bei der Unternehmensgründung*. Entrepreneurship in Theorie und Praxis, Wiesbaden 2006, S. 51.

80 Vgl. hierzu: Grohs, *Zur Soziologie und Sozialpsychologie kolonialer Abhängigkeitsverhältnisse*, S. 79.

81 Vgl. Carlo Trigilia, *Economic Sociology. State, Market, and Society in Modern Capitalism*, Oxford 2002, S. 152 (zuerst ital. 1998).

sen könne. Zu guter Letzt unterschieden sich die Konzepte von den ›modern men‹ darin, welche Forderungen aus ihnen abgeleitet wurden.

Bei allen zeigt sich aber eine klare Dichotomisierung: auf der einen Seite der aktive, veränderungswillige ›moderne‹ Mensch, der seine innere Unruhe fruchtbar nutzt, auf der anderen Seite der fatalistische, passive und in traditionellen Strukturen verharrende Indigene.⁸² Basierend auf seiner Fähigkeit zu Effizienz und wissenschaftlicher Rationalität sowie seiner Offenheit für Wandel war der ›modern man‹ in der Lage, seine natürliche Umwelt den eigenen Bedürfnissen anzupassen und das soziale gesellschaftliche System so zu verändern, dass es sowohl seiner eigenen Karriere als auch dem gesellschaftlichen Gesamtwohl nutzte.⁸³ Die individuelle Leistungsorientierung war die zentrale Grundvoraussetzung für die ›Modernisierung‹ der Gesellschaft. Dafür waren Fortschrittszuversicht, ein starkes Selbstbewusstsein, Veränderungswillen, Optimismus und Wagemut sowie die Fähigkeit, Veränderungspotenziale zur Kenntnis zu nehmen und zu nutzen, unabdingbar. Mit den ›modern men‹ wurden daher auch als europäisch beziehungsweise US-amerikanisch geltende Werte und Normen zum Ziel allgemeiner menschlicher Entwicklung erhoben. Die angeblich allein auf Leistung und nicht auf Statussicherung ausgerichteten Normen und Werte in den ›Industrieländern‹ wurden zur Basis der weltweiten Modernisierungsanstrengungen erklärt und waren damit, darauf haben Rob Potter und seine Mitautoren verwiesen, »a demonstration of Western superiority and advancement«.⁸⁴

II. REZEPTION IN DER BUNDESREPUBLIK

In der Bundesrepublik etablierten sich im Zuge der 1960er-Jahre mit der Sozialökonomik und der Sozialpsychologie zwei Disziplinen, die sich mit Themen der ›Entwicklung‹ und ›Modernisierung‹ beschäftigten. Ihr Aufstieg fällt dabei in eine Zeit, in der auch in der Bundesrepublik eine gestiegene publizistische und politische Aufmerksamkeit für Fragen der ›Entwicklungshilfe‹ zu verzeichnen war und die ›Entwicklungspolitik‹ zu einem eigenständigen Politikfeld wurde. Daraus ergab sich die Nachfrage nach wissenschaftlich abgesichertem und praktisch verwertbarem Wissen. In diesem Kontext rezipierten Sozialökonominnen und Sozialpsychologen in Westdeutschland die bisher analysierten Forschungen US-amerikanischer Provenienz zu den ›modern men‹ und münzten sie in Politikempfehlungen um. Die Rezeption der vorgenannten Autoren erfolgte dabei fast ausschließlich über die Lektüre ihrer Schriften.

Die Beschäftigung mit individual- und gruppenpsychologischen entwicklungshemmenden Faktoren versprach unter den genannten Bedingungen öffentliche Aufmerksamkeit sowie Forschungsgelder aus Bundes- und Landeshaushalten. Diese Möglichkeiten wurden vor allem von Wissenschaftlern ergriffen, die ihrer eigenen Disziplin einen Entwicklungsrückstand gegenüber der US-amerikanischen Theoriebildung attestierten beziehungsweise sich darum bemühten, ihre Stellung im Kosmos der Sozialwissenschaften genauer zu bestimmen oder überhaupt erst zu etablieren. Dabei taten sich insbesondere jene Forscher hervor, die an der Schnittstelle zwischen Wissenschaft, ›Entwicklungspolitik‹ und praktischer ›Entwicklungshilfe‹ tätig waren. Es ist daher wenig verwunderlich, dass die bislang vorgestellten soziologischen und psychologischen Modernisierungskonzepte in der Bun-

82 Gegen diese Deutung richtete sich seinerzeit etwa Frantz Fanon, der die – ebenfalls konstatierte – Passivität der Indigenen auf die kolonialen Abhängigkeitsverhältnisse zurückführte und nicht als allgemeinen Wesenszug ansah.

83 Explizit so auch bei *Joseph A. Kahl*, *The Measurement of Modernism. A Study of Values in Brazil and Mexico*, Austin 1968, S. 4–6 und 18–20.

84 Vgl. *Potter/Conway/Evans* u. a., *Key Concepts in Development Geography*, S. 67.

desrepublik insbesondere von einer jüngeren Generation von Wissenschaftlern diskutiert, weiterentwickelt und den eigenen Fachtraditionen angepasst wurden. Sie nutzten die Forschungsbezüge zur angloamerikanischen Entwicklungsökonomie, um sich neue Forschungsfelder zu erschließen und um bisherige Forschungsinteressen mit neuer Relevanz zu versehen. Zugleich dienten ihnen die Verweise auf die US-amerikanischen Vorbilder dazu, neue methodische Herangehensweisen argumentativ zu untermauern und ihre Forschungsziele durchzusetzen.

Das lässt sich leicht an der bundesdeutschen Sozialpsychologie nachvollziehen. Die Rezeption der US-amerikanischen Modernisierungstheorien setzte hier ein, als von einer eigenständigen, universitär fest verankerten Sozialpsychologie noch keine Rede sein konnte.⁸⁵ Die Beschäftigung mit der Leistungsmotivation in ›Entwicklungsländern‹ war dabei anschlussfähig an eine zeitgenössisch in der Nervenheilkunde viel diskutierte Frage: Inwiefern gab es kulturtypische und kulturspezifische Ausformungen psychischer Variablen (Motivation, Angst, Wahrnehmung) und psychischer Abweichungen?⁸⁶ Krankheitsbilder, so Eberhard Kluge 1963 in der Fachzeitschrift ›Der Nervenarzt‹, waren offensichtlich nicht unabhängig von »allgemeinen Lebensauffassungen und religiösen Einstellungen«.⁸⁷ Daher suchte die mit diesen Fragen beschäftigte transkulturelle Psychiatrie verstärkt nach der Beziehung zwischen soziokulturellen Unterschieden und Ausprägungen von Geisteskrankheiten. Das Erkenntnisobjekt der kulturellen psychischen Variationen hatte den Zusatznutzen, dass sich mit ihm die Öffnung der Psychowissenschaften gegenüber anderen kulturwissenschaftlichen Disziplinen – insbesondere der Geschichte, der Ethnologie und der Soziologie – einfordern ließ.⁸⁸ Nicht nur junge Praktiker und Theoretiker, sondern auch etablierte und einflussreiche Psychiater wie Jürg Zutt wollten mittels der Berücksichtigung »nicht-westlicher« Gesellschaften eine Abkehr von der »naturwissenschaftlichen Psychiatrie« und die Hinwendung zu einer »kulturwissenschaftlichen Psychiatrie« erreichen.⁸⁹ In Abgrenzung zu einer Psychiatrie, die Geisteskrankheiten rein als Gehirnkrankheiten verstand, sollten die konkreten Lebenssituationen und Vorstellungswelten der Betroffenen stärker berücksichtigt werden. Zum Untersuchungsobjekt wurden so auch die in den Modernisierungstheorien wichtigen indigenen Mythen und Riten sowie Vorstellungen von Magie, da diesen ein gewichtiger Einfluss auf Schuld- und Schamphänomene zugeschrieben wurde. Die Beschäftigung mit den ›modern men‹ erfolgte in der bundesdeutschen Sozialpsychologie damit zeitgleich zur zunehmenden Wissensproduktion in kulturvergleichenden Untersuchungen in den Psychowissenschaften. Dies ist der fachwissenschaftliche Hintergrund der bundesrepublikanischen Rezeption der Forschungen zur Leistungsmotivation.

McClellands Arbeiten wurden in der Bundesrepublik schon bald nach ihrer Veröffentlichung durch den international anerkannten Motivationsforscher Heinz Heckhausen bekannt gemacht.⁹⁰ Direkt auf McClelland Bezug nehmend, definierte dieser die Leistungs-

85 Zur Geschichte des Fachs vgl. Helmut E. Lück/Susanne Guski-Leinwand, *Geschichte der Psychologie. Strömungen, Schulen, Entwicklungen*, 7., vollst. überarb. Aufl., Stuttgart 2014, S. 180–186. In internationaler Perspektive: Kathleen Haack/Ekkehardt Kumbier, *History of Social Psychiatry*, in: *Current Opinion in Psychiatry* 25, 2012, S. 492–496.

86 So rückblickend: Ernst E. Boesch/Lutz H. Eckensberger, *Methodische Probleme des interkulturellen Vergleichs*, in: Carl Friedrich Graumann (Hrsg.), *Sozialpsychologie*, 1. Halbbd.: *Theorien und Methoden*, Göttingen/Toronto etc. 1969, S. 515–566, hier: S. 525.

87 Eberhard Kluge, *Allgemeine Gestaltung des psychiatrischen Krankenhauses als Mittel der Therapie. Ein Erfahrungsbericht aus Java*, in: *Der Nervenarzt* 34, 1963, S. 206–215, hier: S. 207.

88 Jürg Zutt, *Transkulturelle Psychiatrie*, in: *Der Nervenarzt* 38, 1967, S. 6–9, hier: S. 8.

89 Vgl. ebd., S. 6f., hier auch die verwendeten Begrifflichkeiten.

90 Heinz Heckhausen (1926–1986) war zwischen 1964 und 1982 Professor für Psychologie an der Ruhr-Universität Bochum.

motivation als »das Bestreben, die persönliche Tüchtigkeit [...] zu steigern oder möglichst hochzuhalten.«⁹¹ Heckhausen suchte, darin Hagen und McClelland sehr ähnelnd, nach den Faktoren, aus denen sich das Leistungsmotiv speiste, und konzentrierte sich dabei auf die Erforschung der frühkindlichen Phase (2–5 Jahre), die er als »kritische Phase der Genese des Leistungsmotivs« bezeichnete.⁹² Er analysierte daher die Rolle der Eltern und anderer Personen, die am Sozialisationsprozess maßgeblich beteiligt waren. Zugleich richtete er sein Interesse auch auf andere Einflüsse: die Konfessionszugehörigkeit, die Familienstruktur und die Stellung einer Person in der Geschwisterreihe. Er versuchte also, ein erweitertes kognitives Motivationsmodell mit zahlreichen Variablen aufzustellen. Sieben Faktoren begünstigten diesem Modell zufolge die Entwicklung des Leistungsmotivs: erstens die Einsicht in die Notwendigkeit individueller Selbsterfüllung und damit ein individualistisches und kein kollektives Ethos; zweitens eine fest verankerte Selbstverantwortlichkeit, die kaum durch allgemeine Verhaltensnormierung beschränkt wird; drittens die Möglichkeit, Erfolg und Misserfolg innerhalb einer überschaubaren Zeit klar ausmachen zu können; viertens eine aktivistische, nicht fatalistische Lebenseinstellung; fünftens die realistische Möglichkeit, auch anspruchsvolle Ziele erreichen zu können; sechstens eine Orientierung auf eine ferne Zukunft und damit verbunden der Verzicht auf unmittelbare Belohnung und siebtens soziale, wirtschaftliche und geografische Mobilität.⁹³

Mit Blick auf die ›Entwicklungsländer‹ fokussierte sich Heckhausen folglich vor allem auf den Wandel von Erziehungspraktiken. In Anlehnung an die US-amerikanische Forschung forderte er:

»Es gilt, unbehinderten Zugang in das Selbstbefähigungssystem zu finden; die vorhandenen kognitiven ›Netzwerke‹ zu ergänzen, neu zu organisieren; Voreingenommenheiten in der Kausalattribution von Erfolg und Mißerfolg zu ändern; neue Normwerte einzuschleusen; sowie ein neues Repertoire von Möglichkeiten der Fremd- und Selbstbefähigung aufzubauen. Anders und kürzer gesagt gilt es, erstens den Blick für Gütemaßstäbe der eigenen Leistungstüchtigkeit zu schärfen, zweitens neue Normwerte einzuführen und drittens Befähigungsmöglichkeiten zu erschließen.«⁹⁴

Einfluss hatte McClellands Forschung zudem auf jene Psychologen, die sich seit Mitte der 1960er-Jahre im »Sozialwissenschaftlichen Studienkreis für internationale Probleme« am Soziologischen Institut der Universität Köln (SSIP) sowie dem »Institut für Selbsthilfe und Sozialforschung« (Köln) engagierten.⁹⁵ An einer wichtigen Schnittstelle stand dabei der Leiter der »Deutschen Stiftung für Entwicklungshilfe« (DSE) in Berlin, Diether Breitenbach.⁹⁶

91 Heinz Heckhausen, Einflüsse der Erziehung auf die Motivationsgenese, in: Theo Herrmann (Hrsg.), *Psychologie der Erziehungsstile*. Braunschweiger Symposion über Erziehungsstile (28.3.–31.3.1966), Göttingen 1966, S. 140.

92 Heckhausen, Die Interaktion der Sozialisationsvariablen in der Genese des Leistungsmotivs, S. 998.

93 Vgl. ebd.; ders., Einflußfaktoren der Motiventwicklung, S. 126; ders., Motivation in der Leistungsgesellschaft, in: *Die deutsche Schule* 60, 1968, S. 637–648; ders., Hoffnung und Furcht in der Leistungsmotivation, Meisenheim am Glan 1963. Heckhausens auf McClellands Forschungen aufbauendes Untersuchungsdesign ist prägnant dargestellt in: Fricke, *Einkommen und Anspruchsniveau*, S. 21f.

94 1972 seine Forschung der 1960er-Jahre zusammenfassend: Heckhausen, Die Interaktion der Sozialisationsvariablen in der Genese des Leistungsmotivs, S. 1009f.

95 Vgl. Dieter Danckwortt, Vorwort, in: ders., *Internationale Beziehungen*, S. 6–14, hier: S. 8f. Am SSIP entstanden unter anderem auch die Studien: Ladislaus Sprohó, *Arbeits- und Lebensverhältnisse von Praktikanten aus Entwicklungsländern*. Ergebnisse einer empirischen Untersuchung im Lande Nordrhein-Westfalen, Saarbrücken 1967; Rolf E. Vente, *Die Technische Hilfe für Entwicklungsländer*, 2 Bde., Baden-Baden 1962. Vente wurde 1969 zum Ordinarius für Soziologie der Universität Stuttgart berufen.

96 Diether Breitenbach (geb. 1935) war zudem als Bildungspolitiker in der SPD einflussreich.

Als Diplom-Psychologe hatte er am Psychologischen Institut der Universität Hamburg zusammen mit Dieter Danckwortt schon seit 1959 – und damit für die Bundesrepublik sehr früh – interkulturelle Anpassungsstudien durchgeführt.⁹⁷ Dies geschah anfänglich noch ohne direkten Bezug auf Lerner, Hagen oder McClelland.⁹⁸ In den 1960er-Jahren untermauerte er dann aber zunehmend seine eigenen Forschungsergebnisse mit Verweisen auf die US-amerikanische Forschung.

Die stärkere Berücksichtigung soziologischer und psychologischer Erklärungsmuster war dabei durchaus ein Hauptmerkmal der bundesdeutschen Human- und Geisteswissenschaften der 1960er-Jahre.⁹⁹ Zeitgleich zu den beschriebenen Entwicklungen in der Sozialpsychologie suchte beispielsweise die Sozialökonomik nach einem neuen – verhaltenstheoretischen – Erklärungsmodell für wirtschaftliches Wachstum. Sie wollte sich als »empirische Wissenschaft« der ökonomischen Realität zuwenden.¹⁰⁰ Und dies rückte nicht ohne Grund die »Entwicklungsländer« in den Fokus, denn hier schienen die Unzulänglichkeiten der neoklassischen Wachstumsanalyse offensichtlich zu sein.¹⁰¹ Die bisherige Theorie des Wirtschaftswachstums und die grundlegenden Verhaltenshypothesen der Nationalökonomie sollten durch die Einbeziehung soziologischer und sozialpsychologischer Erklärungsfaktoren in eine allgemeine Theorie des sozialen Handelns und des kulturellen Wandels eingebettet werden.¹⁰² In der Bundesrepublik war dabei die 1958 gegründete und von

97 Vgl. *Diether Breitenbach*, Probleme der Ausbildung und Anpassung von Praktikanten aus Entwicklungsländern. Kurzbericht über 20 Einzelfallstudien bei ausländischen Praktikanten, die in der deutschen Wirtschaft tätig sind, Saarbrücken 1966 (als Schreibmaschinenmanuskript bereits 1960 im Umlauf). Diese Studie wurde 1959 von der Carl Duisberg Gesellschaft in Auftrag gegeben. Breitenbach befasste sich zudem aus psychologischer Perspektive mit der öffentlichen Meinung zur Entwicklungshilfe. Vgl. *ders.*, Psychologische Probleme der Entwicklungshilfe, in: *Danckwortt*, Internationale Beziehungen, S. 85–96, hier: S. 85–89. Ähnlich auch *Dieter Danckwortt*, Zur Psychologie der deutschen Entwicklungshilfe. Eine Analyse von Meinungen, Motiven und Gefühlen um die deutsche Entwicklungshilfe, Baden-Baden/Bonn 1962. Eine wichtige frühe Akkulturations-Studie war auch: *ders.*, Probleme der Anpassung an eine fremde Kultur. Eine sozialpsychologische Analyse der Auslandsausbildung, Köln 1959. Dieses Forschungsfeld, darauf hat Rolf Vente hingewiesen, war auch deshalb so interessant, weil sich hier »wie in einem Laboratoriumsversuch [...] allgemeine Fragen der Psychologie, Soziologie und Anthropologie« untersuchen ließen. *Rolf E. Vente*, Entwicklungsländer, Entwicklungshilfe, Ausbildungshilfe. Eine Darstellung und Auswertung sozialwissenschaftlicher Untersuchungen, die von der Carl Duisberg-Gesellschaft e.V. gefördert worden sind, Saarbrücken 1966, S. 44.

98 In einer späteren Studie mit dem Titel »Psychologische Probleme der Entwicklungshilfe« bescheinigte er dabei den »jungen Eliten in Entwicklungsländern«, dass es ihnen grundsätzlich an den »Einstellungen [fehle], die für die Entwicklung des Landes lebensnotwendig sind«. *Breitenbach*, Psychologische Probleme der Entwicklungshilfe, S. 94.

99 Vgl. *Lutz Raphael*, Die Verwissenschaftlichung des Sozialen als methodische und konzeptionelle Herausforderung für eine Sozialgeschichte des 20. Jahrhunderts, in: GG 22, 1996, S. 165–193.

100 Vgl. bereits *Günter Schmölders*, Der Beitrag der Verhaltensforschung zur Theorie der wirtschaftlichen Entwicklung, in: *Norbert Klöten/Wilhelm Krelle/Heinz Müller* u.a. (Hrsg.), Systeme und Methoden in den Wirtschafts- und Sozialwissenschaften. Erwin von Beckerath zum 75. Geburtstag, Tübingen 1964, S. 363–386.

101 Vgl. *Burkhard Strümpel*, Wirtschaftliche Entwicklung als menschliches Verhalten. Ein Forschungsbericht, Berlin 1964.

102 Vgl. die Forderung in: *Meinolf Dierkes*, Produktivität und Expansion. Ein Beitrag zur empirischen Theorie des Wirtschaftswachstums und des Unternehmerverhaltens, Berlin 1971, S. 34. Anschlussfähig waren sie damit an jene Kreise in der Nationalökonomie, die der Wirtschaftskultur in der Ökonomie eine bedeutende Rolle zuschrieben. Diese Perspektive hatte in Deutschland bereits eine lange Tradition, die allerdings für die Zeit nach 1945 als weithin einflusslos gilt. Anders als die bisherige ideen- und wissenschaftsgeschichtliche Forschung zur Geschich-

Günter Schmolders geleitete »Forschungsstelle für empirische Sozialökonomik« in Köln von besonderer Bedeutung.¹⁰³ Wirtschaftsentwicklung wurde hier einerseits mit individuellen Dispositionen, andererseits mit gesellschaftlichen Normen und Gratifikationsmechanismen erklärt, die entweder wachstumshemmend oder -fördernd sein konnten. Gefragt wurde folglich nach den sozialen und kulturellen Merkmalen der schnell wachsenden »Industriegesellschaften« im Vergleich zu den eher statisch und stagnierend erscheinenden Gesellschaften. »Entwicklungsunterschiede« sollten erklärt, »Entwicklungspotenziale« abgeschätzt und Prognosen über wirtschaftliches Wachstum abgegeben werden. Programmatisch hielt der am Institut beschäftigte Burkhard Strümpel 1964 fest: »Welche Neuerungen in einer Gesellschaft auf fruchtbaren Boden fallen, läßt sich nicht aufgrund der Analyse rein wirtschaftlicher Daten entscheiden, sondern hängt mit von den kulturellen und sozialen Verhältnissen der untersuchten Bevölkerung ab.«¹⁰⁴ Insbesondere, wenn es um den Vergleich von »entwickelten« und »weniger entwickelten« Volkswirtschaften ging, waren die Forschungen McClellands, Hagens und der oben genannten deutschsprachigen Sozialpsychologen ein zentraler Bezugspunkt.¹⁰⁵ Rostows Werk wurde zwar zur Kenntnis genommen und auch besprochen; seine Auswirkungen auf die akademische Textproduktion und die »Entwicklungspolitik« waren dennoch begrenzt, da in der Bundesrepublik fast alle Akteure stärker auf »Technische Hilfe« und weniger auf »Kapitalhilfe« setzten.¹⁰⁶

Dies gilt auch für die wichtigsten Wirtschaftsforschungsinstitute der Bundesrepublik. Es ist daher auch kein Zufall, dass die deutschsprachige Ausgabe von McClellands Hauptwerk 1966 unter dem Titel »Die Leistungsgesellschaft« in einer Reihe des Hamburgischen Welt-Wirtschafts-Archivs (HWWA) erschien.¹⁰⁷ Denn das HWWA, neben dem Institut für Weltwirtschaft (IfW) der wichtigste Produzent weltwirtschaftlichen Wissens in der Bundesrepublik und einflussreicher Wissenslieferant für die deutsche Unternehmerschaft, vertrat ein umfassendes Verständnis von der Volkswirtschaft und legte den Fokus daher auch

te des ökonomischen Denkens betont, spielten Fragen und Herangehensweise der Historischen Schule aber auch in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts noch eine wichtige Rolle – zumindest im Bereich der Entwicklungsökonomie. Zwar ist völlig richtig, dass in dieser Zeit in den führenden wirtschaftswissenschaftlichen Fachorganen endgültig eine »Trennung der Nationalökonomie von den Sozial- und Geisteswissenschaften« festzustellen ist. Anscheinend gab es aber im interdisziplinären Feld der Entwicklungsökonomie auch nach 1945 noch zahlreiche Wissenschaftler, die die Wirtschaft als kulturelle Sphäre begriffen und die daher die sozialen und psychischen Bedingungen für Wachstum hervorhoben. Vgl. *Michael Hoelscher*, Transnationale Wirtschaftskulturen in Europa. Empirische Befunde, in: *Werner Abelshausen/David A. Gilgen/Andreas Leutzsch* (Hrsg.), *Kulturen der Weltwirtschaft*, Göttingen 2012, S. 182–201, hier: S. 182.

- 103 Günter Schmolders (geb. 1903) war Mitglied der »Deutschen Weltwirtschaftlichen Gesellschaft« (Berlin). Neben seiner universitären Tätigkeit war er Berater des Finanzministeriums.
- 104 *Strümpel*, *Wirtschaftliche Entwicklung als menschliches Verhalten*, S. 9. Strümpel nimmt in diesem Buch immer wieder auch direkt Bezug auf Rostow.
- 105 Zusammengefasst sind diese Forschungen in: *Fricke*, *Einkommen und Anspruchsniveau*. Vgl. auch die Veröffentlichungen der Schmolders-Schüler Gerhard Brinkmann und Horst Zimmermann. Die Sozialökonomien wiesen auch auf die erheblichen methodischen Mängel der sozialpsychologischen Forschung zur Leistungsmotivation der »modern men« hin. Sie stellten daher die berechnete Forderung, Psychologen und Soziologen sollten die kulturellen und psychischen Faktoren operationalisierbar, messbar und deren Wirkungen eindeutig zuschreibbar machen. Vgl. *Dierkes*, *Produktivität und Expansion*, S. 35f.
- 106 Zur Organisation und Ausrichtung der Entwicklungspolitik in der Bundesrepublik vgl. *Bastian Hein*, *Die Westdeutschen und die Dritte Welt. Entwicklungspolitik und Entwicklungsdienste zwischen Reform und Revolte 1959–1974*, München 2006.
- 107 *McClelland*, *Die Leistungsgesellschaft*.

auf historische und kulturelle Analysen des Wirtschaftsgeschehens.¹⁰⁸ Folglich konzentrierten sich die Forscher am HWWA und am IfW in ihren Studien zu den ›Entwicklungsländern‹ auch auf die ihrer Ansicht nach problematischen sozialen und psychischen Beharrungsstrukturen.

So ethnozentrisch die Forschung zu den psychischen und sozialen entwicklungshemmenden Faktoren heute auch erscheinen mag, ist es wichtig zu sehen, dass in ihr die Indigenen als entscheidende Agenten und Multiplikatoren für Neuerungen angesehen wurden.¹⁰⁹ Sie, und nicht die ›Entwicklungshelfer‹, seien der eigentliche Motor der sozialen, wirtschaftlichen und technischen Wandlungsprozesse.¹¹⁰ Damit richteten sich die genannten Forscher auch dezidiert gegen die weiterhin verbreitete Ansicht von der Unveränderbarkeit vermeintlich primitiver Kulturen sowie gegen die Idee feststehender, quasi natürlicher Nationalcharaktere und Rasseeigenschaften.¹¹¹ Beinahe parallel zur Veröffentlichung von McClellands Forschungsergebnissen auf Deutsch mehrten sich die Zweifel an einem zu einfachen Gegensatz zwischen den ›traditional‹ und den ›modern men‹. Prägnant formulierte die Kritik der Leiter der Abteilung ›Entwicklungsländer‹ an der Sozialforschungsstelle der Universität Münster, Karl Heinz Pfeffer, in seiner soziologischen Gesamtschau der ›Entwicklungsländer‹, die er für das Deutsche Übersee-Institut in Hamburg 1967 verfasste. Die ›Entwicklungsländer‹ seien zwar durch »den offenen Konflikt zwischen Tradition und Moderne auf allen Lebensgebieten, in allen Sozialstrukturen und in allen sozialen Handlungen gekennzeichnet«, die enorme Variationsbreite des Phänomens der »Unterentwicklung« zwinge aber dazu, bisherige soziologische Grundannahmen empirisch zu überprüfen. Denn auch wenn sich die »Tradition als Bremse der Entwicklung« erweise, so könne man gar nicht von ›traditionellen‹ Gesellschaften im Allgemeinen sprechen. Nicht die Religionen, die Familienbindungen oder die Landwirtschaft seien die zentralen Entwicklungshemmnisse, »sondern innerhalb jeder Religion, jeder Familienverfassung und jeden Landwirtschaftstypus ringen Tradition und Moderne miteinander«. Zwar sei der Mensch der entscheidende Modernisierungsfaktor, aber der ›modern man‹ bleibe ein Trugbild. Die Grenze zwischen Moderne und Tradition verlaufe nicht zwischen verschiedenen Individuen,

108 Universitär verloren diejenigen Ansätze, die die Disziplinen Soziologie, Geografie, Ethnologie sowie Wirtschafts- und Geschichtswissenschaften zusammenbringen wollten, darauf hat Alexander Nützenadel hingewiesen, nach anfänglichen Wiederbelebungsversuchen dieser Denkrichtung nach 1945 bald an Bedeutung. Unter wachsendem Einfluss der amerikanischen Wirtschaftswissenschaften spielten sie vor allem in der wissenschaftlichen Forschungspraxis keine große Rolle mehr, sodass bereits Mitte der 1950er-Jahre »die Historische Schule mit ihren Nebenlinien nur noch ein Schattendasein« gefristet habe. Vgl. *Alexander Nützenadel*, *Stunde der Ökonomen. Wissenschaft, Politik und Expertenkultur in der Bundesrepublik 1949–1974*, Göttingen 2005, S. 27–31, Zitat: S. 31. Roman Köster geht sogar davon aus, dass die Historische Schule »mit dem Ersten Weltkrieg unterging, nachdem sie bereits seit der Jahrhundertwende ihre Dominanz zunehmend verloren hatte«, vgl. *Roman Köster*, *Nationalökonomie und ordnungspolitische Diskussion in der Weimarer Republik*, in: *Werner Plumpel/Joachim Scholtyssek* (Hrsg.), *Der Staat und die Ordnung der Wirtschaft. Vom Kaiserreich bis zur Berliner Republik*, Stuttgart 2012, S. 43–60, Zitat: S. 44. Zur Geschichte der Nationalökonomie als universitärem Fach vgl. *Claus-Dieter Krohn*, *Wirtschaftstheorien als politische Interessen. Die akademische Nationalökonomie in Deutschland 1918–1933*, Frankfurt am Main/New York 1981; *Roman Köster*, *Die Wissenschaft der Außenseiter. Die Krise der Nationalökonomie in der Weimarer Republik*, Göttingen 2011; *Hauke Janssen*, *Nationalökonomie und Nationalsozialismus. Die deutsche Volkswirtschaftslehre in den dreißiger Jahren*, 2., überarb. Aufl., Marburg 2001.

109 Vgl. *Breitenbach*, *Psychologische Probleme der Entwicklungshilfe*, S. 92f.

110 Vgl. ebd., S. 89–96.

111 Zur Einstellung der deutschen Bevölkerung zur ›Entwicklungshilfe‹ vgl. die zeitgenössische Studie von *Danckwortt*, *Zur Psychologie der deutschen Entwicklungshilfe*.

sondern durch jedes Individuum hindurch. Der Mensch in den Industrieländern sei damit nicht »so eindeutig ›modern‹ [...], wie er zu sein behauptet«. ¹¹²

III. DIE ERZIEHUNG DER ›MODERN MEN‹ IN DER PRAXIS: PRAKTIKANTENPROGRAMME IN BUNDESREPUBLIKANISCHEN INDUSTRIEUNTERNEHMEN

Die Ideen zur Erzeugung einer »westlichen Psyche« blieben keineswegs auf die akademische Textproduktion beschränkt. Vielmehr gab es seit den 1950er-Jahren in verschiedenen Ländern Praktikantenprogramme, in denen die als problematisch erachteten Eigenschaften der Indigenen verändert werden sollten. Ihre zentralen Ziele waren »Entwurzelung und Neuanpflanzung«. ¹¹³ Während in den USA und Großbritannien überwiegend versucht wurde, Schulungsprogramme in den ›Entwicklungsländern‹ durchzuführen, verfolgte man in der Bundesrepublik hauptsächlich die Strategie, Personen aus den ›Entwicklungsländern‹ in der Bundesrepublik eine neue Orientierung zu geben. Nicht nur Politiker setzten auf diese Option. Insbesondere die exportorientierten Unternehmer engagierten sich bei der sozialpsychologischen Umformung in den eigenen Industriebetrieben. Zwischen 1958 und dem Ende der 1970er-Jahre absolvierten mehr als 100.000 Praktikanten aus ›Entwicklungsländern‹ ein derartiges Programm der Kulturrentfremdung – etwa bei Daimler-Benz, BASF, Siemens, Bosch und Mannesmann. ¹¹⁴ Die oben genannten bundesdeutschen Sozialpsychologen waren dabei wichtige Wissenslieferanten. Bereits das erste – 1958 begonnene – Praktikantenprogramm wurden von ihnen evaluiert. ¹¹⁵ Von Anfang an war die Nachfrage nach wissenschaftlicher Beratung hoch. Allein die DSE organisierte zwischen 1960 und 1962 fünf mehrtägige Kongresse zum Thema der Ausbildung und Betreuung von Praktikanten aus ›Entwicklungsländern‹ in deutschen Betrieben. ¹¹⁶

112 Vgl. *Karl Heinz Pfeffer*, Die Entwicklungsländer in soziologischer Sicht. Soziologische Aspekte der wirtschaftlichen Entwicklung, Hamburg 1967, S. 56f., Zitate: S. 56. Weithin beachtet wurde die Aufhebung der ›modernen‹ Dichotomien erst zweieinhalb Jahrzehnte später. Maßgeblicher Ausgangspunkt war die Veröffentlichung von *Bruno Latour*, *Nous n'avons jamais été modernes. Essai d'anthropologie symétrique*, Paris 1991.

113 *Stockmann/Menzel/Nuscheler*, Entwicklungspolitik, S. 103.

114 Schon zu Beginn der 1960er-Jahre kamen jährlich circa 6.000 Praktikanten in die Bundesrepublik. Damit überstieg die Zahl deutlich diejenige der Praktikanten in den von der Bundesrepublik Deutschland in den ›Entwicklungsländern‹ neu errichteten Gewerbeschulen. Vgl. Deutsche Stiftung für Entwicklungsländer (Hrsg.), Probleme der Ausbildung und Betreuung von Praktikanten aus Entwicklungsländern. Arbeitstagung in Zusammenarbeit mit der Carl Duisberg Gesellschaft für betriebliche Führungskräfte vom 15. bis 17.11.1961, Berlin 1962, S. 3. Für Daimler-Benz werden beispielsweise für die Zeit um 1960 herum Zahlen von 250 bis 400 Praktikanten jährlich angegeben. Vgl. ebd., S. 4. An den Praktikantenprogrammen waren insbesondere diejenigen deutschen Firmen beteiligt, auf die auch der Großteil der Direktinvestitionen zurückging. Zur Konzentration der damaligen Direktinvestitionen auf wenige »Branchenriesen« vgl. die zeitgenössische Studie: *Dieter Keschull/Otto G. Mayer*, Vorwort, in: *dies.* (Hrsg.), *Multinationale Unternehmen. Anfang oder Ende der Weltwirtschaft*, Frankfurt am Main 1974.

115 Vgl. zu den ersten Praktikantenprogrammen: *Diether Breitenbach/Dieter Danckwortt*, Probleme der Ausbildung und Anpassung von Praktikanten aus Entwicklungsländern, die in der Deutschen Wirtschaft tätig sind, Zwischenbericht und Abschlussbericht, unveröffentlichtes Manuskript, Hamburg 1960.

116 Vgl. *Dieter Danckwortt*, Vorwort, in: Deutsche Stiftung für Entwicklungsländer (Hrsg.), Probleme der Ausbildung und Weiterbildung und der Betreuung von Praktikanten aus Entwicklungsländern. Bericht der 5. Arbeitstagung für betriebliche Führungskräfte vom 13. bis 16. Juni 1962, Berlin/Bonn 1962, DOK 94/62, o.S.

Die Programme konzentrierten sich auf junge Erwachsene. Mit der neuen Zielgruppe ging auch eine Neuausrichtung des Forschungsinteresses einher. Selbst Heckhausen, dem die Motivationsänderungen im Erwachsenenalter eigentlich »wenig aussichtsreich« zu sein schienen¹¹⁷, hielt nun McClellands Unternehmerschulungen zumindest für »insgesamt ermutigend«.¹¹⁸ Fortan befassten sich die sozialpsychologischen Studien auch mit der Auswahl der Praktikanten.¹¹⁹ Zudem wurde in ihnen eruiert, worin die optimalen Bedingungen für eine »Kulturentfremdung und -anpassung« bestünden und wie nach Abschluss des Auslandsaufenthalts eine Rückanpassung an die jeweilige »Heimat«-Kultur verhindert werden könne.¹²⁰

Bevor diese Konzeptionen näher analysiert werden, stellt sich die Frage, warum der Ansatz der sozialpsychologischen »Modernisierung« für bundesdeutsche Unternehmer überhaupt plausibel war. Diesbezüglich ist zu berücksichtigen, dass die »Entwicklungsländer« als wichtige zukünftige Absatzmärkte galten. Auch wenn sich deren Anteil am Außenhandel nie mit dem der USA und Westeuropa messen konnte, so galten nach 1945 die Länder in »Übersee« schnell als »Länder und Märkte der Zukunft«.¹²¹ Insbesondere die sogenannten »entwicklungsfähigen Länder« hatten unter den bundesdeutschen Unternehmern in den 1950er- und 1960er-Jahren eine enorme diskursive Bedeutung – nicht zuletzt, weil sie den Wiederaufstieg Deutschlands auf den Weltmarkt und damit den Rückgewinn der ehemaligen internationalen Bedeutung versprachen. Wenn es um die betriebs- und volkswirtschaftlichen Chancen in »Übersee« ging, dann wollten die Unternehmer nicht nur deutsche Produkte, sondern – fußend auf Vorstellungen vom »modern man« – auch »deutsche« Werte exportieren. Darunter fielen für die Zeitgenossen insbesondere die vermeintlich »deutschen« Tugenden Fleiß, Disziplin, Ordnungsliebe, vorausschauende Planung und aufopferungsvolle Leistungsbereitschaft. Diesem Ziel lagen keinesfalls nur altruistische Motive zugrunde. Vielmehr verfolgten die bundesdeutschen Unternehmer damit ganz konkrete ökonomische Interessen: Modernisierungswillige Führungskräfte und gut ausgebildete, rationalen Argumenten zugängliche und der Technik gegenüber aufgeschlossene Facharbeiter galten ihnen als Grundvoraussetzung für die Errichtung von Produktionsstätten in diesen Ländern.

In den Debatten der 1950er- und 1960er-Jahre um die »überseeischen Länder« ging es daher nur am Rande um die klassischen Faktoren der Globalisierungstheorie. Infrastrukturbedingungen, steuerliche Anreize vor Ort und Rechtssicherheit spielten nur eine unter-

117 *Ders.*, Die Interaktion der Sozialisationsvariablen in der Genese des Leistungsmotivs, S. 1009.

118 *Ders.*, Einflußfaktoren der Motiventwicklung, S. 130. Zugleich äußert er sich mit Bezug auf Horst Speichert aber auch zur Frage, inwiefern die Ziele der Leistungsmotivationsforschung moralisch fragwürdig seien. Vgl. ebd., S. 132–134.

119 In einer Überprüfung von McClellands Ergebnissen kam auch Heckhausen zu dem Schluss, dass bei Erwachsenen die vorherige Motivmessung Aufschluss über die Erfolgswahrscheinlichkeit von Trainingsprogrammen zuließe. Vgl. *Heinz Heckhausen*, Trainingskurse zur Erhöhung der Leistungsmotivation und der unternehmerischen Aktivität in einem Entwicklungsland. Eine nachträgliche Analyse des erzielten Motivwandels, in: *Zeitschrift für Entwicklungspsychologie und Pädagogische Psychologie* 3, 1971, S. 253–268.

120 Für die Bundesrepublik: *Dieter Danckwortt*, Untersuchungen über den Rückanpassungsprozess bei Stipendiaten aus Entwicklungsländern, in: Deutsche UNESCO-Kommission (Hrsg.), *Fragen der Entwicklungshilfe aus soziologischer Sicht. Bericht von einer Tagung der Deutschen UNESCO-Kommission und der Friedrich-Ebert-Stiftung im Mai 1960*, S. 49–55.

121 So beispielsweise in: Bundesverband der Deutschen Industrie (Hrsg.), *Goodwill-Reise nach Ostasien. Bericht der deutschen Industrie-Delegation, Bergisch Gladbach 1956*, S. 21. Zur realen wirtschaftlichen Bedeutung des »Überseehandels« vgl. *Harm G. Schröter*, Außenwirtschaft im Boom. Direktinvestitionen bundesdeutscher Unternehmen im Ausland 1950–1975, in: *Hartmut Kaelble* (Hrsg.), *Der Boom 1948–1973. Gesellschaftliche und wirtschaftliche Folgen in der Bundesrepublik Deutschland und in Europa*, Opladen 1992, S. 82–106.

geordnete Rolle. Ständig war indes von der Bedeutung von Psyche und Kultur im ›Entwicklungsprozess‹ die Rede.¹²² Dies ist aus drei Gründen eigentlich wenig überraschend. Erstens, weil die deutschen Unternehmer frühzeitig auf die Mittel der »Technischen Hilfe« setzten. Aufgrund des Eigenkapitalmangels in deutschen Industrieunternehmen war die Idee der Take-off-Wirkung einer erhöhten Sparquote und eines großen einmaligen Kapitalimpulses offensichtlich nicht praxisrelevant. Zweitens waren die sozialpsychologischen Modernisierungskonzepte anschlussfähig an die lange Tradition des Denkens der sogenannten Historischen Schule, die mit ihrem Fokus auf Geschichte und Kultur für die Praktiker in den Unternehmen weiterhin erkenntnisleitend war.¹²³ Drittens korrespondierte der sozialpsychologische Modernisierungsansatz mit dem enormen Informationsdefizit über die ›überseeischen Gebiete‹. Man darf nicht vergessen, dass in den ersten ein bis zwei Nachkriegsjahrzehnten über die ökonomischen Bedingungen in den ›Entwicklungsländern‹ nur wenig aktuelles Zahlenmaterial vorlag. »Kultur« war unter diesen Bedingungen ein sinnvoller und seit Langem etablierter Analyserahmen und bot auch für unternehmerische Entscheidungen eine offenkundig überzeugende Möglichkeit der Komplexitätsreduktion.

Folglich war unter Unternehmensvertretern in der Bundesrepublik immer wieder von der zeittypischen »psychologischen Überschätzung des Kapitals und seines wirklichen Anteils am Aufbau einer leistungsfähigen Volkswirtschaft« die Rede.¹²⁴ Schon 1952 hatte Emil Helferich aufgrund seiner Beobachtungen im Zuge der ersten Goodwill-Mission der deutschen Wirtschaft nach Indonesien betont, dass vor Ort jene »Köpfe und Hände« fehlten, die das Kapital erst produktiv werden ließen.¹²⁵ Diese Ansicht wurde auch von Ökonomen und Sozialphilosophen wie Wilhelm Röpke geteilt. Dieser hielt in seinen grundsätzlichen Überlegungen zu den ›unterentwickelten Ländern‹ im Jahr 1953 fest:

»Ein fundamentaler Irrtum, von dem das Entwicklungsprogramm radikal befreit werden muß, ist die Vorstellung, als ob es sozusagen nur des ›Kunstdüngers‹ des Kapitals und des technischen-organisatorischen Wissens bedürfe, um die schlummernden Wirtschaftskräfte jener Länder zum Sprießen zu bringen. [...] Die unterentwickelten Länder müssen lernen, daß das letzte Geheimnis der reichen Länder nicht in Kapital, Maschinenmodellen, technisch-organisatorischen Rezepten, Naturreserven zu suchen ist, sondern in einem Geiste des Ordens, Vorsorgens, Kombinierens, Unternehmens, menschlichen Führens, freien Gestaltens [...]«¹²⁶

122 Die Geschichte der Abkehr der Wirtschaftswissenschaften von ›kulturellen‹ Deutungen ist dargestellt in: *Hodgson, How Economics Forgot History*. Zwar gibt es mittlerweile auch in den Wirtschaftswissenschaften wieder ein breites Spektrum an Ansätzen, in denen auch kultur- und verhaltenswissenschaftliche Forschungsergebnisse rezipiert werden. Diese arbeiten allerdings nur im Ausnahmefall auch historisch. Vgl. *Hartmut Berghoff/Jakob Vogel, Wirtschaftsgeschichte als Kulturgeschichte. Ansätze zur Bergung transdisziplinärer Synergien*, in: *dies.* (Hrsg.), *Wirtschaftsgeschichte als Kulturgeschichte. Dimensionen eines Perspektivenwechsels*, Frankfurt am Main/New York 2004, S. 9–41, hier: S. 18–24.

123 Zu diesen vgl. *Thomas Düe, Fortschritt und Werturteilsfreiheit. Entwicklungstheorien in der historischen Nationalökonomie des Kaiserreichs*, Diss., Bielefeld 2001.

124 BDI-Jahresbericht 1963/64, S. 72.

125 Ostasiatischer Verein Hamburg-Bremen (Hrsg.), *Bericht der Goodwill-Mission für Indonesien*, Hamburg 1952, S. 15.

126 *Wilhelm Röpke, Unterentwickelte Länder*, in: *Ordo* 5, 1953, S. 63–117, hier: S. 77. In Röpkes Werk spiegeln sich dabei auch Vorstellungen von der unterschiedlichen Entwicklungsfähigkeit der Rassen. Vgl. *Quinn Slobodian, The World Economy and the Color Line. Wilhelm Röpke, Apartheid, and the White Atlantic*, in: *GHI Bulletin Supplement*, 2014, H. 10, S. 61–87. Zur Deutungstradition vgl. *Harald Sippel, »Wie erzieht man am besten den Neger zur Plantagen-Arbeit?«*. Die Ideologie der Arbeitserziehung und ihre rechtliche Umsetzung in der Kolonie Deutsch-Ostafrika, in: *Kurt Beck/Gerd Spittler* (Hrsg.), *Arbeit in Afrika*, Münster 1996, S. 311–333.

Diese Argumentation war so einflussreich, dass der »Mangel an Fachkräften aller Art« auch auf späteren Auslandsreisen von Industriedelegationen immer wieder als »Kernfrage« des »Entwicklungsgeschäfts« bezeichnet wurde.¹²⁷ Der Bundesverband der Deutschen Industrie hob, seine bisherigen Beobachtungen zusammenfassend, daher 1964 in seinem viel gelesenen Jahresbericht hervor: »Entwicklungshilfe kann eigentlich erst richtig gegeben und eingesetzt werden, wenn sich auch in den überseeischen Ländern die Erkenntnis durchgesetzt hat, [...] daß Kapital allein keine Werte schafft«.¹²⁸

Vor dem Hintergrund dieser Problemanalyse diskutierten Manager und Unternehmens-eigner, Wirtschaftswissenschaftler und Wirtschaftspolitiker intensiv über die »einheimische Mentalität«. Es ist nicht übertrieben, wenn man behauptet, dass dies geradezu eine Obsession der exportorientierten Unternehmer in den 1950er- und 1960er-Jahren war: So zog beispielsweise Clodwig Kapferer, Direktor des HWWA, Beiratsmitglied der Deutschen Weltwirtschaftlichen Gesellschaft und bei Unternehmern gern gesehener Vortragsgast, im Jahre 1955 mit folgenden Worten Bilanz zum Thema der »Bedeutung der technischen Beratung in den entwicklungsfähigen Ländern«: »Der Ursprung der Schwierigkeit [in den sich entwickelnden Ländern] liegt zum allergrößten Teil in der Psyche und Mentalität der Bevölkerung dieser Gebiete begründet«.¹²⁹ Insbesondere in Asien und Afrika sei der Mensch erst noch »reif« für die Industrialisierung zu machen. Seine Passivität, seine Duldsamkeit, seine Bedürfnislosigkeit, seine Suche nach ausschließlich religiöser Erfüllung und seine Infantilität seien zu durchbrechen.¹³⁰ Ähnlich äußerte sich Werner Eckart, Geschäftsleiter der Pfanni-Werke, gegenüber Bundespräsident Heinrich Lübke. Anlässlich dessen für 1960 geplanten Staatsbesuchs in Indien teilte er ihm mit, er habe sich dazu entschlossen, seine geplante Fabrik nicht in Indien zu errichten. Er komme – so die einzige Begründung – »mit der Mentalität der indischen Arbeiter doch nicht zurecht«.¹³¹ Auch für Karl Hautmann schien es 1962 weitestgehend evident zu sein, dass, um investieren zu können, bei Eliten und Arbeitern vor Ort erst einmal eine »grundsätzlich bejahend[e] [...] Einstellung zum Leben« geschaffen und eine Abkehr von jenseitigen Heilsvorstellungen erreicht werden müsse.¹³² Zugleich, und dies war ein weiterer Topos in den Diskussionen, fehle es, so 1961 Hans Bobek in der Wirtschaftszeitung ORIENT, an der »Einsicht in das Wesen der industriellen Unternehmung«. Es müsse das »rentenkapitalistische Denken« und der mit ihm verbundene »Wirtschaftsgeist« den neuen Anforderungen angepasst und damit der »Rentenkapitalismus allmählich in einen gesunden Produktionskapitalismus umgewandelt« werden.¹³³

127 Bundesverband der Deutschen Industrie, Goodwill-Reise nach Ostasien, S. 14.

128 BDI-Jahresbericht 1963/64, S. 72f.

129 Kapferer, Die Bedeutung der technischen Beratung in den entwicklungsfähigen Ländern, S. 12. Clodwig Kapferer, geb. 1901, war zudem Vorstandsmitglied der Arbeitsgemeinschaft deutscher wirtschaftswissenschaftlicher Forschungsinstitute e. V. (Bonn) und als angesehenes Experte auf den Gebieten der Exportförderung und der »Entwicklungshilfe« beratend für die OECD und für die zuständigen Bundesministerien tätig.

130 Vgl. ebd., S. 3–5.

131 Werner Eckart, Geschäftsleitung der Pfanni-Werke (München), an Bundespräsident Heinrich Lübke, 20.10.1960, BArch B 122/5315, S. 1. Werner Eckart (geb. 1909) war nicht nur Fabrikant, sondern auch Konsul von Guatemala, Vorsitzender des Kaufmanns-Casinos in München, Spartenleiter des Bundesverbands der kartoffelverarbeitenden Industrie und Vizepräsident der »Union Européenne des Industries Transformatrices de la Pomme de Terre pour l'Alimentation Humaine«.

132 Kurt Hautmann, Grundlagen und Ziele der Entwicklungshilfe. Der deutsche Unternehmer in einer veränderten Wirtschaftsordnung, Berlin 1962, S. 14.

133 Hans Bobek wird zit. in: Hans Croon, Organische Entwicklungshilfe für Iran, in: ORIENT 5, 1961, S. 211–213, hier: S. 212. Zur zeitgenössischen Vorstellung vom Rentenkapitalismus und seinen psychologischen Grundlagen vgl. auch Pfeffer, Die Entwicklungsländer in soziologischer Sicht, S. 39–41.

Auffällig ist dabei, dass sich die Außenhandelskreise immer dann am nachdrücklichsten mit der einheimischen »Mentalität« auseinandersetzen, wenn sie am intensivsten die Zukunftschancen einer bestimmten Region diskutierten. Die jeweilige »Mentalität« galt dann als entscheidender Hemmschuh oder – deutlich seltener – als Vorteil für ein erfolgreiches Investment in »Übersee«. Anfang der 1950er-Jahre finden sich zahlreiche Äußerungen zur »Mentalität« in »Iberoamerika« und zum »Nahen und Mittleren Osten«, Mitte der 1950er-Jahre drehten sich die Diskussionen um den »Subkontinent Indien« und »Ostasien«, ab 1960 verstärkt um »Afrika«. ¹³⁴ Die jeweilige Prominenz des Konzepts bildete damit auch die Aufmerksamkeitsverschiebung in den bundesrepublikanischen Außenhandelskreisen ab. ¹³⁵

Die Sichtweise der exportorientierten Unternehmer war grundsätzlich kompatibel mit den Forschungsansätzen bundesdeutscher Sozialpsychologen. ¹³⁶ Trotz aller theoretischen Skepsis setzten diese bei der Umsetzung der psychologischen »Modernisierung« daher auch nicht bei Kindern – auf die man auch keinen Zugriff hatte –, sondern bei jungen Erwachsenen an. Dafür boten sich jene Ausländer besonders an, die ein Praktikum in bundesdeutschen Betrieben absolvierten. Das SSIP, das Soziologische Institut der Universität Köln, und das Psychologische Institut der Universität Hamburg beteiligten sich an der Erstellung und Evaluation von Programmen zur Erziehung zum »modernen« – oder wie es in den Quellen auch hieß: zum »industriellen« – Verhalten. Neben Heckhausen erforschten auch Dieter Danckwört und Diether Breitenbach die Trainingsmöglichkeiten von ausländischen Praktikanten in deutschen Industriebetrieben. Sie definierten Auswahlkriterien, implementierten dabei Vorstellungen von einer notwendigen Kulturentfremdung dieser Menschen in die unternehmerische Praxis und versuchten mit Rückkehrerseminaren den erzielten Umerziehungserfolg zu sichern. ¹³⁷ Insbesondere die Frage nach der Auswahl der »anpassungsfähigen« Praktikanten stand angesichts erster Misserfolge im Vordergrund sozialpsychiatrischer Expertise. ¹³⁸ Die genannten Forscher hoben hervor, dass man nicht den

134 Die genannten metageografischen Bezeichnungen waren zentrale Erkenntnisobjekte im »Überseewissen« der damaligen Zeit. Sie sind nicht deckungsgleich mit den jeweiligen Kontinenten und Regionen. Vgl. *Steffen Dörre*, Wirtschaftsräume als Kulturräume. Großraumkonzeptionen in Westdeutschland 1945–1975, in: *Andreas Dix* (Hrsg.), *Geschichte und Geographie II* (im Erscheinen).

135 Dabei wurde in auffälliger Weise das begriffliche Instrumentarium Rostows nicht verwendet. Vom Take-off einer Region ist in den Quellen aus dem Unternehmerlager nicht die Rede.

136 Die neue Hochschätzung für sozial- und verhaltenswissenschaftliche Expertise im Unternehmen war dabei durchaus zeittypisch. Sie schlug sich etwa im Bedeutungsgewinn des Themas »Menschenführung im Betrieb« nieder und zeigte sich auch in der generell aufgewerteten Rolle von Psychologen in den Bereichen Personal und Absatzförderung. Vgl. *Ruth Rosenberger*, *Experten für Humankapital. Die Entdeckung des Personalmanagements in der Bundesrepublik Deutschland*, München 2008; *Rainer Gries*, *Die Geburt des Werbeexperten aus dem Geist der Psychologie. Der »Motivforscher« Ernest W. Dichter als Experte der Moderne*, in: *Berghoff/Vogel*, *Wirtschaftsgeschichte als Kulturgeschichte*, S. 353–375.

137 Vgl. *Breitenbach/Danckwört*, *Probleme der Ausbildung und Anpassung von Praktikanten aus Entwicklungsländern, die in der Deutschen Wirtschaft tätig sind*, *Diether Breitenbach*, *Probleme der Ausbildung und Anpassung von Praktikanten aus Entwicklungsländern. Kurzbericht über 20 Einzelfallstudien bei ausländischen Praktikanten, die in der westdeutschen Wirtschaft tätig sind*, Saarbrücken 1966; *Dieter Danckwört*, *Anpassungsprobleme von Studenten und Praktikanten aus Entwicklungsländern in Westdeutschland. Eine sozialpsychologische Untersuchung*, Hamburg 1958; *ders.*, *Untersuchungen über den Rückanpassungsprozess bei Stipendiaten aus Entwicklungsländern*.

138 Carl Duisberg Gesellschaft (Hrsg.), *Ein Jahr in Deutschland. Bericht über das erste Jahr »Ägypter-Ausbildung«* (Oktober 1956 bis September 1957). 88 Gewerbelehrer-Studenten vom High Technical Institute for Teacher Training (Heliopolis – Kairo), Köln o.J., Rheinisch-Westfälisch-

ausländischen Partnern die Auswahl überlassen dürfe, sondern selbst auf Eigenverantwortung, soziale Intelligenz und soziale Anpassungsfähigkeit der Praktikanten zu achten habe. Es sei, so Breitenbach und Danckwortt 1960, für den Erfolg der Programme maßgeblich, dass die Praktikanten bereits vor ihrer Auslandsreise außerhalb ihres Familienverbands gelebt und sich beruflich bewährt hätten. Sie mussten kontaktoffen und bereit sein, sich Entscheidungen unterzuordnen. Zudem sei es von Vorteil, wenn sie schon zur Einsicht gelangt seien, dass ihre soziokulturellen Normen nicht in die industrielle Arbeitswelt passen. Danckwortts Forschungsergebnissen zufolge seien Personen, die »in ihrer Kindheit und Jugend besonders verwöhnt oder autoritär erzogen wurden« oder »die bis zur Deutschlandreise innerhalb eines Familienverbandes gelebt hatten« besonders großen Anpassungsschwierigkeiten bei der Konfrontation mit der industriellen Moderne ausgesetzt.¹³⁹ Schon in der ersten Phase des Anpassungsprozesses zeigten sie auffällige »passive« und »depressive [...] Zustandsbilder [...] sozialer Isolierung und Rückbeziehung auf die Verhältnisse des Heimatlandes«.¹⁴⁰ Auch in der zweiten Phase der »aktiven Neuorientierung« sei die Tendenz größer, sich nicht den Anforderungen der neuen Umwelt unterzuordnen und die Anpassungsanforderungen aktiv abzulehnen.¹⁴¹ Diese Gruppe sei damit kaum für eine sozialpsychologische »Modernisierung« offen.¹⁴² Eine Leistungsorientierung könne aber, und hier ist der Einfluss der eingangs analysierten US-amerikanischen Modernisierungstheorien deutlich zu spüren, bei Personen aus gesellschaftlichen Gruppen gelingen, die bereits in ihrem Heimatland durch Erfahrungen des Statusverlusts geprägt waren und damit sowohl eine generelle Offenheit für Neues mitbrachten als sich auch in Personen aus anderen Kulturkreisen hineinversetzen konnten. Das Ziel eines Auslandsaufenthalts könnte es dann sein, diese Personen von der eigenen Kultur zu entfremden, ihr Anspruchsniveau zu heben, sie durch Erfolge zu motivieren und ihnen ein neues Bewusstsein zu vermitteln.

Der spezifisch unternehmerische Beitrag zur bundesdeutschen »Entwicklungshilfe« bestand dem eigenen Selbstverständnis nach auch darin, die jungen Fachkräfte für längere Zeit weit weg von ihren angestammten sozialen Verhältnissen arbeiten zu lassen. Durch meist einjährige – und damit deutlich längere als bei McClelland vorgesehene – Aufenthalte in einem Industrieland wie der Bundesrepublik sollten bei jungen Männern aus den »Entwicklungsländern« unter den kontrollierten Bedingungen einer Arbeit in einem deutschen Industriebetrieb psychologische Unsicherheit gestiftet und Erprobungssituationen geschaffen werden.¹⁴³ Dieser Weg schien Johannes W. Funke, der in den 1960er-Jahren mit der Koordination der betrieblichen Praktikantenausbildung in der Carl Duisberg Gesellschaft (CDG) befasst war, nicht nur sinnvoll, weil man kaum geeignete Ausbildungsleiter

ches Wirtschaftsarchiv zu Köln (RWWA) 352-14-9, S. 28f. und 50. Schmerzlich vermisste man bei den ausländischen Praktikanten: Ordnung, Fleiß, Pünktlichkeit, Rationalität, Pflichterfüllung, Tatendrang und Tatkraft, Unternehmergeist, Einsatz- und Opferbereitschaft, geistige Regsamkeit und souveräne Weltoffenheit. Vgl. ebd.

139 Protokoll der 5. Arbeitstagung, S. 4.

140 Ebd., S. 5.

141 Ebd.

142 So auch argumentiert in: *Dieter Danckwortt*, Materialien zur Förderung des Erziehungswesens in Entwicklungsländern, Bonn 1970.

143 Vgl. *Breitenbach*, Psychologische Probleme der Entwicklungshilfe, S. 92f. Die Akten der CDG sind nicht sehr aussagekräftig, wenn es um das Sozialprofil der Praktikanten geht. Um sich dem zu nähern, ist man auf spätere Daten angewiesen. Einigermaßen repräsentativ könnte die Umfrage unter 394 ehemaligen CDG-Stipendiaten aus den Jahren 1977/78 sein. Von ihnen waren fast 90% männlich. Laut dem Bericht handelte es sich vor allem um Personen vergleichsweise hoher Schulbildung und einer Tätigkeit in einem Unternehmen zwischen 26 und 500 Arbeitskräften. Vgl. *Carl Duisberg Gesellschaft* (Hrsg.), Was aus ihnen wurde. Erfahrungsberichte über eine Fortbildung im Ausland, Mainz 1979, S. 65f.

fund, die bereit waren, diese Aufgabe in den ›Entwicklungsländern‹ selbst zu übernehmen.¹⁴⁴ Wichtiger sei, dass »[j]ede Industrialisierung, jedes Hineinwachsen aus der Steinzeit oder der Bronzezeit in das hochindustrialisierte Zeitalter [...] ein Schock« bewirke und zu psychischen Erschütterungen führe. Folglich sei ein »gelenkter und kontrollierter Schock bei uns [einem] ungelenkte[n] Schock draußen« vorzuziehen.¹⁴⁵ Dieser »Schock« wurde als durchaus produktiv und hilfreich verstanden. Er ermögliche es bestimmten vorausgewählten Individuen, ›traditionelle‹ Normen abzulegen und ›moderne‹ Normen anzunehmen.¹⁴⁶ Zudem hatte dieses Vorgehen den Vorteil, damit zugleich zukünftige Geschäftspartner mit einer Nähe zur und Wertschätzung der deutschen Kultur und ihrer industriellen Produkte beeinflussen zu können.¹⁴⁷

In den Praktikantenprogrammen verschwand allerdings das emanzipatorische Potenzial, das in den sozialpsychologischen Modernisierungstheorien immer auch angelegt war, fast vollständig. Ein gesamtgesellschaftlicher Modernisierungsprozess wurde entweder gar nicht angestrebt oder in eine sehr ferne Zukunft verlagert. Zunehmend sollten nur noch Fachkräfte ausgebildet werden, die bei deutschen Direktinvestitionen in ›Übersee‹ zwischen einer deutschen Betriebsleitung und den indigenen Arbeitern vermitteln konnten. Während bei den Sozialpsychologen die Indigenen noch als zentraler Modernisierungsfaktor galten, ist diese Ansicht bei den Unternehmern nicht von Bedeutung.¹⁴⁸ Die Psyche der einheimischen Arbeiter und die ›Mentalität‹ der fremden ›Völker‹ sollten zwar im allgemeinen Interesse von Wohlstand und Fortschritt verändert werden, nicht aber auf Kosten des Führungsanspruchs ökonomischer Eliten aus der Bundesrepublik. Je stärker auf die psychischen Beharrungskräfte einzelner indigener Gesellschaften verwiesen wurde, desto stärker wurde von einem langsamen, erst über mehrere Generationen wirksamen, Wandel der zu ›entwickelnden‹ Gesellschaften ausgegangen. Und desto nötiger schien das Wirken deutscher Führungskräfte vor Ort zu sein. Dies hatte weitreichende Folgen: Im Unternehmerlager wurde die reine Kapitalhilfe abgelehnt beziehungsweise als ausschließlich außenpolitische Notwendigkeit ohne modernisierenden Effekt angesehen.¹⁴⁹ Auch die Übertragung ›westlicher‹ Technologien in die ›Entwicklungsländer‹ wurde nicht befürwortet.

144 Vgl. *Johannes W. Funke*, Hier und dort? Aufzeichnungen zu einem Vortrag in Wien im Januar 1964, niedergeschrieben in Köln 4.3.1965, RWWA 352-18-23, S. 4.

145 Ebd., S. 5.

146 Zum Problem der Rückanpassung vgl. *Klaus Dieter Oswald*, Tradition und Wandel. Die Rolle ausgebildeter Fachkräfte nach ihrer Rückkehr in ein Entwicklungsland, Vortrag anlässlich der Sitzung des Beirats der CDG am 19.6.1972 in Köln, RWWA 352-19-18.

147 Darauf verwies beispielsweise die CDG. Vgl. Carl Duisberg Gesellschaft (Hrsg.), *Carl Duisberg Arbeitskreise und Arbeitsgemeinschaft Ausland*, o. O. 1984, RWWA 352-23-8, S. 2.

148 Unverkennbar war hier eine aus dem Hochimperialismus stammende – damals freilich noch nicht auf Arbeitskräfte in der Industrie, sondern auf die Plantagen-Arbeit ausgerichtete – Denktradition weiterhin wirksam. In ihr wurde die indigene Bevölkerung als »arbeitsscheu, faul und indolent« dargestellt, die dazu veranlasse, sie mit väterlicher Hand zu erziehen. Gekleidet in das Gewand der »Zivilisierung« basierten die Praktiken auf der Trias von »Beschäftigungsförderung, Arbeitsgewöhnung und Disziplinierung«. Vgl. *Sippel*, »Wie erzieht man am besten den Neger zur Plantagen-Arbeit?«, S. 312, 314f., 318f. und 326. Zur »Erziehung zur Arbeit« in den Kolonien des Deutschen Kaiserreichs, unter Einbeziehung ihrer damaligen wissenschaftlichen Grundlagen, vgl. auch *Horst Gründer*, »Neger, Kanaken und Chinesen zu nützlichen Menschen erziehen«. Ideologie und Praxis des deutschen Kolonialismus, in: *Thomas Beck/ders./Horst Pietschmann* u. a. (Hrsg.), *Übersee-geschichte. Beiträge der jüngeren Forschung. Festschrift anlässlich der Gründung der Forschungsstiftung für Vergleichende europäische Übersee-geschichte 1999 in Bamberg, Stuttgart 1999*, S. 254–266.

149 Das deckte sich auch mit den Ansichten in wichtigen Regierungsstellen. Beispielsweise bezeichnete Ludwig Erhard auf seiner Asien-Reise 1958 die US-amerikanischen Kapitalhilfen als »verschwenderisch und ineffektiv«. Vgl. *Heide-Irene Schmidt*, *German Foreign Assistance*

Die dahinterstehenden Vorstellungen von der indigenen Psyche schlugen sich auch in jenen Führungskräftebildungen für ›Übersee‹ nieder, in denen deutsche Mitarbeiter auf ihren Einsatz im Ausland vorbereitet wurden.¹⁵⁰ Stilbildend für diese war die 1960 getätigte Äußerung eines der Gewinner eines Preisausschreibens der Beratungsstelle für Stahlverwendung zum Thema ›Entwicklungshilfe‹: »Erziehungsmethoden seien oft wertvoller als große Kapitalanlagen«.¹⁵¹ Um diesen ›Erziehungsauftrag‹ erfüllen zu können, sollten die deutschen Betriebsstättenleiter wirkliche »Führungspersönlichkeiten«, das hieß traditionsbewusste, umfassend gebildete und somit gefestigte Unternehmerpersönlichkeiten sein.¹⁵² Von ihnen wurden Pioniergeist, eine »starke Hand« und Vorbildwirkung verlangt. Nur am Rande wurde über Fachwissen oder bereits erbrachte Leistungen gesprochen; es ging vorwiegend um charakterliche Eignung. Im Grunde entwarf man damit meist ein genaues Gegenstück zu den Vorstellungen, die man sich von den indigenen Eliten gemacht hatte. Immer wieder wurde ein Selbstbild von aufopferungsbereiten, rationalen und auf langfristiges (Firmen-)Wachstum zielenden Machern, Pragmatikern und Leistungsträgern entworfen und vermittelt. Dabei spielte zugleich die »sittlich fundierte Persönlichkeit« mit ihren klassischen bürgerlichen Normen – insbesondere Arbeitsethos und Fleiß – eine wichtige Rolle.¹⁵³

Policy 1958–1974, in: *Helge Ø. Pharo/Monika Pohle Fraser* (Hrsg.), *The Aid Rush*, Bd. 2: *Aid Regimes in Northern Europe during the Cold War*, Oslo 2008, S. 91–143, hier: S. 95. Kapferer sprach ebenfalls nur von »überstürzten Hilfsprogramme[n] der westlichen Industrienationen«, vgl. *Kapferer*, *Die Bedeutung der technischen Beratung in den entwicklungsfähigen Ländern*, S. 2. Auch Walter Scheel, damals Bundesminister für wirtschaftliche Zusammenarbeit, hatte 1965 betont, dass für die Verbesserung der materiellen Lebenslagen die »Leistungsfähigkeit und der Leistungswille der Menschen und die Zweckmäßigkeit ihrer gesellschaftlichen Organisation« entscheidend seien. *Walter Scheel*, *Entwicklungspolitik im Wandel*, in: *Für Sie gelesen. Aus deutschen Büchern und Zeitschriften*, Informationsschrift des Bundesministeriums für wirtschaftliche Zusammenarbeit 2, 1965, H. 22, S. 1.

- 150 Im Laufe der 1960er-Jahre veranstalteten immer mehr Institutionen Vorbereitungskurse für Auslandsaufenthalte in ›Übersee‹. Seminare und Tagungen für Fach- und Führungskräfte fanden so etwa in der Rheinisch-Westfälischen Auslandsgesellschaft, in der Akademie für Welthandel und in der Deutschen Afrika-Gesellschaft statt. Auch die Carl Duisberg Gesellschaft engagierte sich noch einmal verstärkt bei der Weiterbildung der mittleren Führungsschicht deutscher Unternehmen für Aufgaben der ›Entwicklungshilfe‹. Von zentraler Bedeutung für die Internationalisierung des deutschen Führungskräfte Nachwuchses war die in Düsseldorf ansässige Rudolf C. Poensgen Stiftung e. V. zur Förderung des Führungsnachwuchses in der Wirtschaft. Herauszuheben sind zudem die »Führungskräfte-in-Übersee-Seminare« der Evangelischen Akademie Bad Boll, die seit Anfang der 1960er-Jahre organisiert und in Zusammenarbeit mit dem Institut für Auslandsbeziehungen abgehalten wurden. Sie wurden unter anderem von den Führungskräften der Firmen Bosch, BASF und VW frequentiert, vgl. *Evangelische Akademie Bad Boll BB 001*.
- 151 *Stahl-Revue*, November 1960, o. S. Das Preisausschreiben war mit Preisen in einer Gesamthöhe von 100.000 DM dotiert. Zum Preisausschreiben vgl. auch *Werner Langenheder*, *Die Einstellung von Führungskräften und Nachwuchskräften der Deutschen Wirtschaft zur Expertentätigkeit in Entwicklungsländern*. Ergebnis einer sozioempirischen Untersuchung, durchgeführt von Werner Langenheder unter der wissenschaftlichen Leitung von Prof. Dr. K.G. Specht, Nürnberg, maschinenschriftliches Manuskript [nach 1961], zusammengefasst in: *Vente*, *Entwicklungsländer, Entwicklungshilfe, Ausbildungshilfe*, S. 149–172.
- 152 Vgl. *Arbeitsgemeinschaft Entwicklungsländer* (Hrsg.), *Investieren in Indien*. Bericht über die Reise einer Delegation deutscher Wirtschaftler zur Prüfung des Investitionsklimas in Indien, Bergisch Gladbach 1965, S. 32f.
- 153 Zur Tradition dieser Selbstdarstellung vgl. *Stefan Unger*, *Die Wirtschaftselite als Persönlichkeit*. Zur Selbstdarstellung von Unternehmern und Managern im Ruhrgebiet während der Zwischenkriegszeit, in: *Volker R. Berghahn/ders./Dieter Ziegler* (Hrsg.), *Die deutsche Wirtschaftselite im 20. Jahrhundert*. Kontinuität und Mentalität, Essen 2003, S. 295–316. Michael E. Latham

Die deutschen Führungskräfte in ›Übersee‹ hatten somit nicht nur eine betriebliche Aufgabe. Vielmehr galten sie im Idealfall als Kulturträger im Ausland.¹⁵⁴

In den Praktikantenprogrammen und den Führungskräfte-seminaren der bundesdeutschen Wirtschaft zeigt sich deutlich, dass bei der Wiedereingliederung der westdeutschen Wirtschaft in die Weltwirtschaft ältere hegemoniale Sichtweisen nicht abgelegt, sondern lediglich ideengeschichtlich neu fundiert wurden. Wenn die am Außenhandel interessierten Kreise der Bundesrepublik die als defizitär empfundenen kulturellen und psychischen Eigenschaften der einheimischen Bevölkerung zu ändern versuchten, dominierten »deutsche« Konzepte.

IV. FAZIT

In den 1950er- und 1960er-Jahren existierte sowohl der Glaube an die Planbarkeit von ›Entwicklung‹ als auch ein ausgeprägter Wille zur Planung. In internationalen Organisationen und in den sich ›entwickelnden Ländern‹ erstellte man umfassende, mehrjährige Pläne zur Industrialisierung. Orientiert an internationalen Durchschnitten wurden schier endlose Statistiken für einzelne Branchen und zum Teil sogar für einzelne Betriebsstätten produziert. Diese Zahlenreihen machten die ›Modernisierung‹ der jeweiligen Gesellschaft – reduziert auf ihre Bedeutung als Industrialisierung – überschaubar, überprüfbar und gestaltbar. Sie erhöhten den Glauben an die Machbarkeit gesellschaftlichen Wandels. Die im vorliegenden Aufsatz in den Mittelpunkt gerückten Sozialpsychologen, Soziologen und Sozialökonom hinterfragten dabei, ob die zu wirtschaftlichem Wachstum führenden Antriebe in diesen Plänen richtig berücksichtigt wurden. Ihnen schien ›Modernisierung‹ kein auf den Bereich der Ökonomie beschränktes Projekt zu sein, das sich an beliebigen Orten auf die immer gleiche Weise implementieren ließ. Der für eine erfolgreiche ›Modernisierung‹ notwendigen Leistungsmotivation, so die damalige Diagnose, stünden nicht Planungswille, sondern gesellschaftlich tief verwurzelte und individuell unbewusste psychische Beharrungskräfte entgegen. Für die ›Modernisierung‹, so David McClelland, sei »der Mann [...] wichtiger als der Plan«.¹⁵⁵

In den Modernisierungstheorien existierten damit auch konkrete männliche Akteure, die den angestrebten gesellschaftlichen Wandlungsprozess bejahten und ihn gegen die Beharrungskräfte der ›traditionellen‹ Gesellschaft durchzusetzen halfen. Dies führte innerhalb der Entwicklungsökonomie zur Etablierung des wissenschaftlichen Erkenntnisobjekts der ›modern men‹. Wenn man mit Gilbert Rist das damalige Entwicklungsdenken mit seinen fast nicht hinterfragbaren Gewissheiten als wichtiges Element der »Religion der Moderne« bezeichnet, dann waren die ›modern men‹ die Heilsbringer der Moderne¹⁵⁶; eine Grundannahme, die sich in zahlreichen Modernisierungstheorien und in der Entwicklungshilfepraxis niederschlug. So wandten sich alle hier vorgestellten Autoren – und das gilt mit Abstrichen selbst für Rostow – dezidiert gegen Theorien, in denen es nur einen ökonomischen Schlüsselfaktor gab, der sich als Stellschraube für die Implementierung von ›Modernisie-

hat darauf verwiesen, dass dies auch in den USA so war. So sei über die Definition ›traditioneller‹ Gesellschaften – die wiederum stark durch den Blick auf die Minderheiten in den USA selbst beeinflusst worden sei – auch eine US-amerikanische Identität entworfen worden. Vgl. *Latham*, Introduction, S. 8f.

154 Vgl. Thesen zum Selbstverständnis der CDG, 1972, RWVA 352-19-18.

155 Mit direktem Bezug auf McClelland: *Ingeborg Y. Wendt/Gerd Fleischmann*, Vorbemerkungen der Herausgeber. *Psychologie im Dienste der Wirtschaftswissenschaften*, in: *McClelland*, Die Leistungsgesellschaft, S. 11–19, hier: S. 19.

156 Vgl. *Gilbert Rist*, *The History of Development. From Western Origins to Global Faith*, London/New York 2008 (zuerst 1997), S. 21–24.

rungsprozessen« anbot. Auch wenn dessen ungeachtet das Wirtschaftswachstum zentrales Kernkonzept der Modernisierungstheorien blieb, so galt dieses stets als mit dem politischen, sozialen und psychologischen Wandel verzahnt. Daher spielten in den makrosoziologischen und makroökonomischen Großentwürfen, die meist auf einer anderen Ebene argumentierten als auf der des Individuums, nicht nur soziale Aggregate – wie Nationalstaaten, Klassen, Eliten – eine Rolle. In ihnen existierten konkrete menschliche Akteure als Träger der ›Modernisierung«.

Damit war es ein grundlegendes Ziel der mit der ›Modernisierung« befassten Planer, den ›traditional man« zu einem ›modern man« zu machen. Hieraus ergab sich die Notwendigkeit, einen möglichst ungehinderten Zugriff auf die indigene Psyche zu bekommen. Denn in ihr waren, ebenso wie in den sozialen Normen, ›entwicklungshemmende« Eigenschaften konserviert. Sie war verantwortlich für den angeblichen Fatalismus, für die schicksals-ergebene Lebensführung, die Scheu vor Risiken, den Mangel an Selbstbestimmung, Empathie und schöpferischer Kraft, die man allerorten in den ›Entwicklungsländern« zu erblicken glaubte. Aus den psychologischen Defiziten der Indigenen erwuchs ihr positives Pendant: der ›modern man«. Dieser galt als Vorreiter und Vorbild.¹⁵⁷ Er zeichnete sich durch Tatkraft, Optimismus, Leistungsorientierung, hohes Autonomiebedürfnis, die Fähigkeit zum systematischen Denken, durch Ordnungswille und Naturbeherrschung aus.

Offensichtlich störte es dabei zeitweilig wenig, dass der ›modern man« mehr ein Idealbild der damaligen ›modernen« Gesellschaften als eine realitätsgetreue Zustandsbeschreibung war. Seine zeitgenössische Prominenz erklärt sich auch nicht aus dem Vermögen, mit seiner Hilfe die tatsächlich ablaufenden Prozesse besser beschreiben zu können. Die Idee vom ›modern man« und die mit ihr verbundene Vorstellung einer psychosozialen ›Modernisierung« waren vielmehr attraktiv, weil sie eine bessere Zukunft versprachen und einen Weg aufzuzeigen schienen, wie diese – mit wenig Geld – erreicht werden könne. Sie weckten Zuversicht, schufen handlungsleitende Erwartungen und erhöhten den Glauben an die Machbarkeit von ›Entwicklung«. ¹⁵⁸ Ihre Überzeugungskraft wurde zudem dadurch gesteigert, dass sie es ermöglichten, sich im ›Westen« selbst als ›modern« zu begreifen. Da die Selbstbeschreibung als ›modern man« den – männlichen – Akteuren des Projekts der ›Modernisierung« eine herausgehobene Stellung in der Welt versprach, wurde der weithin als bedrohlich wahrgenommene Prozess der Dekolonisierung auch für Personen in den ›Industrieländern« attraktiv.

Timothy Mitchell hat schon vor 30 Jahren darauf verwiesen, dass die europäischen Beobachter der ›Unterentwicklung« deren Zeichen weithin kontextlos interpretierten. Ihr Standpunkt war kein neutraler oder wertfreier.¹⁵⁹ Der Modernisierungsdiskurs der 1950er- und 1960er-Jahre separierte die industrialisierte Welt auf neue Weise vom (ehemals) kolonialen Raum. Indes blieb der ›Westen« der zentrale Referenzpunkt.¹⁶⁰ Der im ›Westen« produzierte Modernisierungsdiskurs stellte die Deutungsmodelle bereit, in denen über ›Modernisierung« und damit über die Behebung der Ungleichheit im globalen Maßstab nachgedacht werden konnte. Dadurch wurden ältere Stereotype mit neuer Plausibilität versehen.

157 Frauen tauchen erst in den 1970er-Jahren als Adressaten der ›Entwicklungszusammenarbeit« auf. Hierzu vgl. *Escobar*, *Encountering Development*, S. 171–192.

158 Vgl. *Frederick Cooper/Randall Packard*, Introduction, in: *dies.* (Hrsg.), *International Development and the Social Sciences. Essays on the History and Politics of Knowledge*, Berkeley/Los Angeles etc. 1997, S. 1–41, hier: S. 31, bezogen auf die Entwicklungstheorien im Allgemeinen.

159 Vgl. *Timothy Mitchell*, *Colonising Egypt*, Cambridge/New York 1988, S. 28.

160 Allgemein hierzu vgl. *Stuart Hall*, *The West and the Rest: Discourse and Power*, in: *dies./David Held/Don Hubert* u. a. (Hrsg.), *Modernity. An Introduction to Modern Societies*, Cambridge 1995, S. 184–227.

Da diese Stereotype durch wissenschaftliche Autorität abgesichert wurden, ist nach den Produzenten des Wissens über ›Modernisierungsrückstände‹, nach ihrer wissenschaftlichen Benennungsmacht und deren Folgen zu fragen.¹⁶¹ Längst hat die historische Forschung darauf verwiesen, dass die Wahrnehmung globaler Differenzen eine lange Tradition hat, in der sich zu unterschiedlichen Zeiten jeweils andere wissenschaftliche Disziplinen bei der Deutung ihrer Ursachen sowie bei Empfehlungen zu ihrer Überwindung besonders hervortaten. Die bisherige historische und sozialwissenschaftliche Forschung hat dabei hervorgehoben, dass den nach dem Zweiten Weltkrieg entstehenden Development Economics ab den 1960er-Jahren eine diskursprägende Kraft zukam. War die Ökonomik bis zu den 1950er-Jahren bei der Beschreibung und Analyse globaler Differenzen noch unbedeutend, wurde sie nun zu einer neuen »Leitwissenschaft in der Beschreibung des Sozialen«.¹⁶² Die vorliegende Analyse zeigt indes, dass dabei zweierlei nicht vergessen werden darf. Erstens war in den 1950er- und 1960er-Jahren die Beschäftigung mit den sogenannten Entwicklungsländern ein Phänomen interdisziplinärer Forschung. In ihr arbeiteten Ethnologen, Geografen, Politologen, Ökonomen, Historiker und Soziologen zusammen, schärften dabei einerseits ihr Profil, loteten andererseits aber auch produktive Überschneidungsbereiche aus. Immer wieder fragten die beteiligten Wissenschaftler, welche Erklärungsangebote aus anderen Disziplinen in das eigene Theoriegebäude als Stützpfiler und Erklärungsvariablen eingebaut werden konnten. Nicht nur Wirtschaftswissenschaftler, auch die Vertreter der Sozial- und Verhaltenswissenschaften wurden hierdurch zu bedeutenden Wissensproduzenten über globale Differenzen.¹⁶³ Zweitens waren die Development Economics, gerade aufgrund ihrer interdisziplinären Ausrichtung, kein Vorreiter in der Mathematisierung der Wirtschaftswissenschaften. In der Entwicklungsökonomie ging es – fasst man, was auch den damaligen Selbstbeschreibungen entspricht, darunter alle an der wirtschaftlichen Entwicklung der ›unterentwickelten‹ Gebiete der Erde interessierten Wissenschaftler zusammen – immer auch um Kulturen, Mentalitäten und die unbewussten menschlichen Antriebe.

Wenn hier davon die Rede war, dass die ›modern men‹ in den späten 1950er-Jahren zu einem wichtigen Erkenntnisobjekt der Theoretiker und Praktiker in der ›Entwicklungshilfe‹ wurden, dann ist zu fragen, ob sich daraus ein Theorieeffekt ergab. Denn die Begriffe, in denen sich eine bestimmte Sicht auf globale Differenzen manifestiert, sind nicht nur als Beschreibungsmodi oder Identitätskonstruktionen ernst zu nehmen. Es ist auch nach ihrer produktiven Kraft für die Wissenserzeugung und -zirkulation zu fragen.¹⁶⁴ Insbesondere interdisziplinäre Forschung benötigt gemeinsame Erkenntnisobjekte und ein Mindestmaß an gemeinsamen Grundannahmen. Ohne diese ist es nicht möglich, dass sich die unterschiedlichen Fragehorizonte, Erkenntnisinteressen und Forschungsmethoden über die Fachgrenzen hinweg gegenseitig als produktiv erweisen. Nützlich waren dabei weniger die statistischen Abstraktionen wirtschaftlicher Kennziffern, sondern die sozialen Verhältnisse und psychischen Dispositionen. Dies macht die Vorstellungen von den ›modern men‹ so bedeutsam für die Wissensgeschichte. Sie zeigen nämlich, wie verschiedene Disziplinen ihre jeweils eigenen Semantiken, Redeweisen, Theoriebezüge und Plausibilisierungsweisen in

161 Darauf verwies zuerst: *Edward W. Said*, *Orientalism*, New York 1978.

162 *Daniel Speich Chassé*, Die »Dritte Welt« als Theorieeffekt. Ökonomisches Wissen und globale Differenz, in: GG 41, 2015, S. 580–612, hier: S. 582f., Zitat: S. 583.

163 Deren Beitrag zum Modernisierungsdiskurs beschränkte sich damit nicht nur auf die Frage nach den psychologischen Pathologien, welche durch die Modernisierungserfahrungen ausgelöst wurden. Zu diesen vgl. *Hubertus Büschel*, »Die Moderne macht sie geisteskrank!«. Primitivismus-Zuschreibung, Modernisierungserfahrung, Entwicklungsarbeit und globale Psychiatrie im 20. Jahrhundert, in: GG 41, 2005, S. 685–717.

164 Speich Chassé betont, dass mit dem Begriff »Dritte Welt« auch eine neue Wissensordnung zum Thema globale Differenz entsteht. Vgl. *Speich Chassé*, Die »Dritte Welt« als Theorieeffekt, S. 607. Vgl. auch ebd., S. 583.

die Wissensproduktion der damaligen Zeit einspeisten. Der ›traditional man‹ als Problem und damit auch sein idealisiertes Gegenbild, der ›modern man‹, waren zentrale Verbindungsglieder der an der Diskursproduktion beteiligten Wissenschaften. Die beiden Idealtypen von Männlichkeit stellten gerade aufgrund ihrer Unbestimmtheit und platten Gegensätzlichkeit einen wichtigen Fixpunkt in den Debatten um die Veränderungspotenziale ›traditioneller Gesellschaften‹ dar. Die Debatten über die ›modern men‹ stießen so Prozesse der Wissensproduktion an, vernetzten Wissenschaftler unterschiedlicher Disziplinen und erleichterten den Aufstieg neuer Disziplinen jenseits bisheriger Fächergrenzen.

Die historische Forschung zu den Modernisierungstheorien hat oft hervorgehoben, dass es eine globale Wissensproduktion von Entwicklungsexperten gegeben hat.¹⁶⁵ Auch im vorliegenden Fall waren der transatlantische Wissenstransfer sowie die Expertenerfahrungen in den ›Entwicklungsländern‹ selbst wichtig. Allerdings war beim Blick auf die Rezeption der US-amerikanischen Modernisierungstheorien nicht die einseitige Übernahme von Vorstellungen und Rezepten, sondern die Indienstnahme und die Einpassung in deutsche Denktraditionen festzustellen. Die US-amerikanischen Theorien waren in der deutschsprachigen Forschung vor allem Stichwortgeber, die die innerfachliche und intragenerationelle Abgrenzung ermöglichten und eigene Forschungsinteressen mit internationalem Glanz versahen.¹⁶⁶ Eingepasst wurden die Argumente aus den USA in Denktraditionen, die freilich auch zuvor bereits durch internationalen Erfahrungsaustausch geprägt waren. Der Ansatz einer psychosozialen ›Modernisierung‹ speiste sich in der Bundesrepublik ideengeschichtlich stark aus der Historischen Schule der Nationalökonomie und anderen Strömungen, die zeitlich vor Rostow, Lerner, Hagen und McClelland zurückreichten. Dies betrifft insbesondere die Rationalisierungsbewegung der 1920er-Jahre sowie Diskussionen innerhalb der Deutschen Arbeitsfront und der britischen Arbeitswissenschaften, die die Notwendigkeit zur Steigerung der Leistungsmotivation bereits in ähnlicher Weise thematisiert hatten und aus denen sich zum Teil das Personal derjenigen Institutionen in der Bundesrepublik rekrutierte, die hier vorgestellt wurden.

Daraus ergeben sich neue Forschungsfragen, die ich abschließend in einer gender- und globalgeschichtlichen Erweiterung der hier gewählten Perspektive vorstellen möchte. Um die Bedeutung des psychosozialen Modernisierungsansatzes und des entwicklungspolitischen und -ökonomischen Erkenntnisobjekts ›modern men‹ noch präziser zu ergründen, ist zu fragen: Welchen Einfluss hatten die Vorstellungen vom ›modern man‹ auf die US-amerikanische Administration und die von ihr verfolgten konkreten Projekte der ›Entwicklungshilfe‹? Welche Vorstellungen von den ›modern men‹ existierten in den ›Entwicklungsländern‹? Wurde die Theorie der psychosozialen ›Modernisierung‹ hier bejaht oder abgelehnt? Warum? Wie speziell ist die hier ausgebreitete Rezeptionsgeschichte in der Bundesrepublik, etwa verglichen mit den noch verbliebenen Kolonialmächten? Wann und mit welchen Konsequenzen tauchten Frauen in einer Rolle als ›modern women‹ in der ›Entwicklungspolitik‹ auf? Wie veränderte sich dadurch die Vorstellung vom ›modern man‹?

Diese Fragen weisen nicht nur den Weg zu einer globalen Ideen- und Wissensgeschichte. Zugleich lenken sie die Aufmerksamkeit auf Erkenntnisobjekte in der Ökonomie jenseits statistischer Abstrakta. Einmal mehr lässt sich fordern, dass nicht die Zahl im Mittelpunkt der Wissensgeschichte der Ökonomie stehen sollte, sondern der wirtschaftlich handelnde und denkende Mensch. Die Wissensgeschichte der Ökonomie sollte sich nicht allein auf eine Geschichte der universitären Wirtschaftswissenschaften und ihrer Funktion als zu-

165 Vgl. beispielsweise *Büschel/Speich*, Einleitung, S. 20.

166 Wie üblich dies auch außerhalb der Wissenschaft war, zeigt *Bernd Greiner*, »Test the West«. Über die »Amerikanisierung« der Bundesrepublik Deutschland, in: *Mittelweg* 36 6, 1997, H. 5, S. 4–40.

nehmend gefragter Politikberater beschränken.¹⁶⁷ Es ist unbestritten, dass mathematische Formeln, statistische Kennziffern, Tabellen und Graphen wichtige Erkenntnisobjekte sind, versucht man die gestiegene Autorität und Wirkmächtigkeit des wirtschaftswissenschaftlichen Wissens zu ergründen. Gleichwohl darf der Fokus auf die zunehmende statistische Durchdringung der Welt nicht dazu führen, dass das wirtschaftende Subjekt verschwindet. Auch in der Wissensgeschichte der Ökonomie ist der Mensch oft wichtiger als der statistische Plan.

167 So auch *Dommann/Speich Chassé/Suter*, Einleitung.